

## Protokoll der 36. Sitzung

der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ am Mittwoch, dem 05. Mai 1993,  
Beginn: 09.00 Uhr in Berlin, Gebäude der ehemaligen Akademie der Künste;  
Vorsitz: Abg. Rainer Eppelmann (CDU/CSU); einziger Punkt der Tagesordnung: Öffentliche Anhörung zu dem Thema

## „Kultur und Kunst in der DDR“ (2. Teil)

### Inhalt

#### Eröffnung:

Rainer Eppelmann . . . . . 557

#### Vortrag:

Hans-Adolf Jacobsen . . . . . 558

„Die auswärtige Kulturpolitik der DDR“

**Diskussion** . . . . . 565

#### Vorträge zu dem Thema „Alternative Kultur“

Christoph Tannert . . . . . 576

„Subkultur: Bildende Kunst“

Peter Böthig . . . . . 583

„Alternative Literatur“

Peter Wicke . . . . . 587

„Pop-Musik“

#### Podiumsdiskussion zu dem Thema

#### „Künstler zwischen Anpassung und Widerstand: die achtziger Jahre“

unter der Leitung von Gerd Poppe . . . . . 597

Helga Schubert . . . . . 601

Toni Krahl . . . . . 606

Wolfgang Herzberg . . . . . 607

Lutz Rathenow . . . . . 611

Christoph Tannert . . . . . 615

Peter Böthig . . . . . 616

Peter Wicke . . . . . 616

**Diskussion** . . . . . 620

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Mit dem gestrigen Tag sind wir darum bemüht gewesen, in das Thema „Kunst und Kultur in der DDR“ inhaltlich einzusteigen. Wir werden das heute fortsetzen und, was die Methode der

öffentlichen Anhörungen angeht, auch abschließen. Das heißt aber nicht, daß wir den Eindruck haben oder auch nur im Ansatz glauben, daß wir damit das Thema abgearbeitet haben. Ihnen, die Sie nicht zur Enquete-Kommission gehören, vielleicht zur Information, daß es auch noch eine ganze Reihe an Expertisen und wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema gibt, die wir vergeben haben. Erst dann, wenn diese auch eingetroffen sind, werden wir uns noch einmal in internen Aussprachen intensiv mit dem Thema befassen. Das ist eigentlich bei allen Themenkomplexen so, daß wir uns zunächst mit einer öffentlichen Anhörung dem Thema nähern.

Auch gestern ist es wohl schon deutlich geworden, daß der Satz von Theodor Heuss eine gewisse Berechtigung hat: „Mit Kunst und Kultur kann man Politik machen.“ Deutlich geworden ist ein spannungsreiches Verhältnis zwischen Künstler und Kulturpolitiker, aber auch zwischen Anspruch und Wirklichkeit: der Künstler und sein Werk. Wir befassen uns aber auch mit dem Kulturpolitiker, der mit Künstlern zu tun hatte und bestimmte Vorstellungen und einen bestimmten Auftrag hatte, wie Kunst und Kultur sich in der DDR zu artikulieren hatten. Wir wollen die gestern begonnenen Erkundigungen heute fortsetzen. Wir wollen das tun in einem Bereich, den wir alternative Kultur genannt haben, alternative Literatur, Subkultur, bildende Kunst und Popmusik. Wir wollen fragen, wie das mit der Außendarstellung der Kulturpolitik der DDR war. Wir werden dazu einen Vortrag von Herrn Professor Jacobsen hören und werden zum Abschluß des heutigen Tages die Möglichkeit haben, an einer Podiumsdiskussion teilzunehmen. Die Mitglieder der Enquete-Kommission können sich dann auch in das Gespräch einschalten zum Thema „Künstler zwischen Anpassung und Widerstand in den achtziger Jahren“. Beginnen wollen wir aber mit der auswärtigen Kulturpolitik der DDR und dazu erteile ich Herrn Professor Jacobsen das Wort.

**Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen:** Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren. Die eindrucksvolle Präsentation gestern im Hinblick auf systemkritisches Verhalten führt natürlich gleich zu der Frage: Wird man sich nicht in gleicher Weise auch befassen müssen mit dem systemimmanenten Verhalten der Bürgerinnen und Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, gerade auf dem Gebiete der Kulturpolitik? Hier wird in diesem Zusammenhang sicherlich ein Thema von Bedeutung sein können, was im Mittelpunkt meiner kurzen Einführung stehen wird, nämlich die auswärtige Kulturpolitik der Deutschen Demokratischen Republik. Wir wissen, daß es hierzu bisher noch keine gültigen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Gesamtdarstellung gibt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man sich mit diesem Thema einmal umfassender beschäftigt auf der Basis jener Dokumente, die heute zugänglich sind, unter Einbeziehung von Augenzeugen. Einige haben wir sogar unter uns, so daß eine systematische qualifizierte Gesamtdarstellung über Selbstverständnis, Aufgaben, Träger und Wirkungen auswärtiger Kulturpolitik der DDR hier einmal vorliegen kann.

Ich habe mir erlaubt, Ihnen gewisse Materialien zur Verfügung zu stellen, die ich im einzelnen jetzt nicht zitieren werde, denn ich beschränke mich heute Vormittag auf Anmerkungen zum Thema, so daß wir vielleicht mehr Zeit für eine Diskussion haben. Einmal habe ich Ihnen zur Verfügung gestellt ausgewählte Dokumente, nämlich bestimmte Verträge zur Kulturpolitik der damaligen DDR, in denen schon die unterschiedlichen Ansätze deutlich werden, einmal Kulturpolitik im Rahmen integrativer Politik, was also die Zusammenarbeit der sozialistischen Staaten angeht, zum anderen der große Schwerpunkt der DDR-auswärtigen Kulturpolitik, nämlich die Länder der Dritten Welt, natürlich regional sehr unterschiedlich, und schließlich einen Vertrag, über den man sehr viel eingehender und kritischer diskutieren müßte als das leider gestern der Fall gewesen ist, aber es war natürlich eine Frage der Zeit. Ich meine den Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik, das Kulturabkommen Mitte der achtziger Jahre. Ich glaube, hier wird man noch einige andere Akzente setzen müssen als das gestern geschehen ist. Ich werde in meinen einführenden Bemerkungen zu diesen vier Gesichtspunkten einige Ausführungen als Ausgangspunkt der Diskussion machen. Zunächst einmal eine Frage, die wir stellen müssen: was können wir heute aussagen im Hinblick auf das Selbstverständnis auswärtiger Kulturpolitik? Das ist vor dem Hintergrund dessen zu sehen, was gestern schon von einigen Referenten angedeutet worden ist. Im Selbstverständnis war das sicherlich immer unlösbar im Zusammenhang zu sehen mit dem jeweiligen „Klassenstandpunkt“. Natürlich, auswärtige Kulturpolitik war in erster Linie und vor allem sog. sozialistische Kulturpolitik, nämlich die Übertragung sozialistischer Lebensweise in Bildern für das Ausland, um zu verdeutlichen, und hierin kommt schon ein entscheidender Aspekt zum Tragen, daß in und mit der Deutschen Demokratischen Republik seit 1949 das eigentliche, das wahre, das friedliche, das fortschrittliche Deutschland nun lebendig geworden ist als die einzige sinnvolle, historisch gerechtfertigte Antwort auf die furchtbare Epoche des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945.

Sozialistische Lebensweise ist bedingt durch Parteilichkeit, durch sog. Volksverbundenheit und durch sozialistischen Ideengehalt, das brauche ich hier in diesem Kreise nicht weiter auszuführen. Wir wissen ja, was damit gemeint ist. Typisch war dogmatisches Herangehen an diese Probleme auf der Grundlage einer sog. geschichtlichen Gesetzmäßigkeit mit der Entwicklung zu einem jeweils höheren Gesellschaftssystem. Das höhere Gesellschaftssystem sollte ja die Deutsche Demokratische Republik im Übergang vom Sozialismus zum Kommunismus sein.

Im Hinblick aber nun auf die eigentlichen Schwerpunkte kann man drei Aspekte unterscheiden. Einmal hat die auswärtige Kulturpolitik der DDR sich sehr stark mit integrativen Aspekten und Funktionen befaßt. Gemeint ist damit, das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den sozialistischen

Staaten zu fördern mit allen denkbaren kulturellen Mitteln, die zur Verfügung standen, im Verbund natürlich mit den sozialistischen Staaten. Wir haben ja gerade aus der Sicht der Bundesrepublik Deutschland immer wieder erleben müssen, wenn wir in den damaligen sozialistischen Staaten westdeutsche Kulturpolitik betreiben wollten, wie oft es dort immer wieder Barrieren gab, weil der Einfluß der sozialistischen DDR-Kulturpolitik so stark war, daß hier immer eine Priorität gesehen werden mußte. Dabei war die Anbindung an die Sowjetunion *conditio sine qua non*. Das ergab sich aus der gesamten Konstellation der Entstehungsgeschichte der DDR seit 1945 bzw. 1949. Das zweite Wichtige ist nun, im Hinblick auf die auswärtige Kulturpolitik, das „offensive Element“. „Offensiv“ einfach deshalb, weil es ja entscheidend darum ging, die Einflüsse des sogenannten Imperialismus in allen Teilen der Welt einzudämmen, insbesondere natürlich auch unter dem Aspekt der friedlichen Koexistenz.

Was ist damit gemeint? In der Mitte der fünfziger Jahre war es Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, der eine Neubewertung der Weltrevolution vornahm im Hinblick auf den Sieg des Kommunismus im Weltmaßstab. Seit den fünfziger Jahren war die These, und das war natürlich verbindlich für die Deutsche Demokratische Republik, daß die Weltrevolution nicht mehr mit Gewalt durchgesetzt würde oder durchgesetzt werden mußte vor dem Hintergrund des atomaren Kriegsbildes und der denkbaren Zerstörungen. Es würde sich vielmehr dabei bei verstärktem Klassenkampf um die eigentliche Lösung der Probleme in Zukunft handeln oder, anders formuliert, der Klassenkampf müsse deshalb verstärkt werden, weil es im ideologischen Bereich keine friedliche Koexistenz geben könne. In diesem Bereich sollte die eigentliche Auseinandersetzung entschieden werden. Der „Wettstreit der Systeme“, und hier hat natürlich die auswärtige Kulturpolitik die große wichtige Funktion übernehmen müssen, in der Welt die Überlegenheit des sozialistischen Systems zu verdeutlichen. „Offensiv“ ist also gemeint im Sinne der friedlichen Koexistenz und das gerade in einer Zeit, in der etwa in den siebziger und achtziger Jahren die Entspannungspolitik dominierte – Stichwort KSZE im Jahre 1975 – und es darum ging, in diesem harten Wettstreit der Systeme mit kulturpolitischen Argumenten zu überzeugen und zu beweisen, worin denn nun die Fortschrittlichkeit dieses Systems lag. Und ein drittes Moment ist natürlich ebenfalls wichtig, neben dem offensiven. Es war das defensive Element in der auswärtigen Kulturpolitik. Es mußte alles versucht werden, um den Einfluß der sog. bürgerlichen Pseudokultur einzudämmen. D.h. wir sehen hier auch das große Konkurrenzverhältnis zur Bundesrepublik Deutschland. Es mußte immer wieder versucht werden, die Einflüsse des eigentlichen großen ideologischen Gegners zurückzuschrauben, einzudämmen, um das „wahre“ Deutschland zum Vorschein kommen zu lassen. „Defensiv“ ist also gemeint im Sinne der Abwehr auch dieser Einflüsse, wo immer sie dann

wirksam werden konnten oder im Konkurrenzverhältnis Gefahr bedeuteten. Das haben wir vor allem auch in den sozialistischen Staaten erlebt, wo – wie angedeutet – aus meinen Erfahrungen dies in besonderer Weise in Polen deutlich wurde.

Wenn man nun darüberhinaus fragte, welche besonderen Aufgaben sich die auswärtige Kulturpolitik in der DDR gestellt hat, so wird es in Zukunft darauf ankommen, sehr sorgfältig zu differenzieren, daß diese Aufgaben ausgehen von den prinzipiellen Funktionen, die ich angedeutet habe. Einzelheiten, die natürlich regional sehr unterschiedlich waren, können Sie in meinen Beiträgen nachlesen. Die Kulturpolitik in den sozialistischen Staaten war aus verständlichen Gründen anders einzuschätzen als etwa in den westlichen Industrienationen, wo der Konkurrenzkampf sehr viel größer war oder etwa im Bereiche der Länder der Dritten Welt, in Lateinamerika oder in Indien, um nur Beispiele zu nennen. In den sozialistischen Staaten war der Verbund sehr viel stärker, aber, und das war auch bemerkenswert, meine Damen und Herren, die Bürgerinnen und Bürger in verschiedenen sozialistischen Ländern spürten doch sehr schnell den Unterschied zwischen einer mehr oder weniger parteilich gelenkten auswärtigen Kulturpolitik und einer vielleicht auch häufig spontan entwickelten Kulturpolitik einzelner Persönlichkeiten und Gruppen, so wie das ja häufig von westlichen Industrienationen angestrebt und realisiert worden ist.

In den westlichen Industrienationen hat sich im Laufe der Jahrzehnte auch eine Veränderung angebahnt, man kann überhaupt im Hinblick auf die Funktionen natürlich herausstellen, daß sich diese im Schwerpunkt verändert haben, je nach der internationalen Konstellation. Auch das brauche ich hier und will ich im einzelnen nicht ausführen, das ist nachzulesen.

Entscheidend ist, daß man versucht hat, im Hinblick auf das große primäre Ziel, das am Anfang stand, nämlich mit Hilfe der auswärtigen Kulturpolitik die Wege zur Anerkennung der Deutschen Demokratischen Republik als souveräner Staat zu ebnen, immer erfolgreicher zu beschreiten. Die Konsequenz war, natürlich auch abhängig vom Fortschritt bzw. der Entwicklung der internationalen Situation Anfang der siebziger Jahre, daß schließlich der generelle Durchbruch erreicht wurde.

Hier in den westlichen Staaten hat man in erster Linie versucht, Einfluß auszuüben in Konkurrenz mit der Bundesrepublik Deutschland über bestimmte einzelne, von mir hier jetzt nicht dargelegte, Kulturprogramme durch Sprachkurse. Vor allem haben die zahlreichen Freundschaftsgesellschaften den Boden aufbereitet, um zu verdeutlichen, daß es dieses andere zweite fortschrittliche Deutschland gibt, dem letzten Endes die Zukunft gehört. Aber – und das ist glaube ich am wichtigsten – der eigentliche große Schwerpunkt, der sich dann im Verlaufe der Jahrzehnte herausstellte, war der Bereich der Dritten Welt. Hier galt das Motto: je mehr die verschiedenen Staaten der Welt dem

Sozialismus nahestanden, also auch schon eine gewisse sozialistische Ordnung entweder etabliert hatten oder sich auf dem Wege dorthin befanden, um so erfolgreicher schien zumindest die auswärtige Kulturpolitik der DDR sich entwickeln zu können. Hier fand man geschickt bestimmte Ansätze, die auf der Gegenseite Anklang fanden. Ich denke also an Länder wie Kuba, Vietnam oder in Schwarzafrika, auch in Lateinamerika, insbesondere dort, wo es auch kommunistische Parteien gab. Dort entwickelte man Programme, die Ausbildungshilfen im pädagogischen Bereich bedeuteten zur Erziehung der sozialistischen Persönlichkeit, im technisch-wissenschaftlichen Bereich oder sogar gelegentlich, das wird auch noch weiterhin zu untersuchen sein, im militärischen Bereich. Auf diese Weise sollte die Verbundenheit verdeutlicht werden, die Solidarität im Kampf gegen den sog. Neokolonialismus. Das waren natürlich die Vorteile, die man auf der Seite der DDR-Führung besaß, wenn man unter diesen Aspekten die Kooperation auf kulturpolitischem Gebiete intensiviert mit all den Mitteln, die damals zur Verfügung standen. Hier wird die große Aufgabe darin bestehen, in Zukunft einmal, regional gesondert, in bestimmte Phasen unterteilt, Schwerpunkte, Mitteleinsatz zu untersuchen und dann zu einer bestimmten Bewertung zu kommen.

Die dritte Bemerkung, die ich machen möchte, betrifft den Träger. Nun sind wir im wesentlichen in großen Zügen über die unterschiedlichen Institutionen, Organisationen unterrichtet, die im Auftrage der Partei und unter ihrer steten Kontrolle, aber auch des Auswärtigen Amtes, bestimmte Funktionen hatten, um das Grundkonzept auswärtiger Kulturpolitik, eben die Verdeutlichung der sozialistischen Lebensweise, zu garantieren. Da gab es die Liga der Völkerfreundschaft, die nachher mehr oder weniger so etwas wie eine Dachinstitution wurde, im Jahre 1961 gegründet. Da gab es zahllose Freundschaftsgesellschaften, und alle waren mehr oder weniger darauf ausgerichtet, zunächst einmal Verständnis zu wecken, dann vertraut zu machen mit den Prinzipien, mit der „Humanitas“ der Deutschen Demokratischen Republik, mit ihren wirtschaftlichen Vorzügen, mit ihren gesellschaftspolitischen Alternativen, immer vor dem Hintergrund der Konkurrenz mit der Bundesrepublik Deutschland. Es gab wissenschaftliche Einrichtungen, also eine Vielzahl von Institutionen. Auch diese habe ich in meinem Beitrag, der Ihnen zur Verfügung gestellt worden ist, aufgeführt, das kann dort nachgelesen oder jetzt nachgefragt werden. Da wären zu nennen das Herder-Institut, andere Institutionen, die sich diese Mühe machten und sicherlich mit einigem beachtlichen Erfolg Tausende von Ausländern in ganz bestimmten pädagogischen oder wissenschaftlich-technischen Bereichen ausbildeten, entweder in der DDR oder in den jeweiligen Heimatländern. Auf diese Weise konnte man das eigentliche kulturelle Ziel weiter entwickeln.

Die letzte Bemerkung als Einführung, die schwierigste Bemerkung, die für den Wissenschaftler aber vielleicht am interessantesten ist, aber ich glaube, auch für Sie alle, meine Damen und Herren. Wenn man den Versuch machen würde,

eine vorsichtige Bilanz zu ziehen, ich sage „vorsichtig“ deshalb, weil wir ja nur von einem vorläufigen Urteil ausgehen können, zu welchem Ergebnis käme man? Was haben denn all diese Bestrebungen, diese Anregungen, die Kooperationsprojekte, die Aktivitäten der verschiedensten Gruppen, natürlich nach den jeweiligen Parteidirektiven, ausgerichtet, bewirkt?

Hier würde ich gern einen Gesichtspunkt in den Mittelpunkt stellen wollen, weil ich eingangs darauf hingewiesen habe, daß eine kritische Bilanz der DDR-Geschichte auch, und vor allen Dingen, bedeuten muß, einmal zu klären, wie denn das systemimmanente Verhalten der überwältigenden Mehrheit aussah. Ich sage das deshalb, weil wir ja ein ähnliches Problem auch bei der Erforschung des Nationalsozialismus hatten. Bei allem hohen Respekt vor oppositionellem Verhalten war es ja doch leider eine Tatsache, daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Bevölkerung dem Nationalsozialismus, wenn auch unter anderen Vorzeichen, anhing und Hitler zujubelte, zumindest solange er von einem Sieg und einem Erfolg zum anderen eilte. Auch im Hinblick auf die „Erfolgsgeschichte“ der Deutschen Demokratischen Republik wird zu sagen sein, daß mit Hilfe der auswärtigen Kulturpolitik, nämlich dadurch, daß ja viele Länder der Welt durch ihre Kooperation direkt oder indirekt dieses Gesellschaftssystem und ihre Führung akzeptierten, anerkannten, natürlich auch so etwas geschaffen wurde wie ein Wir-Gefühl. Dieses Wir-Gefühl gründete darauf, welche Leistungen man erzielen konnte, daß dieser Staat etwas darstellte, daß er in der Welt schon eine gewisse Anerkennung erreicht hatte, und zwar nicht nur eine politische Anerkennung, sondern als funktionsfähiger Staat, als leistungsfähiger Staat galt. Sicherlich, heute haben wir ganz andere Maßstäbe, weil wir wissen, was vertuscht und was vernebelt wurde.

Ich erwähne noch einen Bereich, wo besonders beachtliche Erfolge erzielt worden sind, im Sportbereich. Gunter Holzweißig hat vor -zig Jahren eine vorzügliche Studie vorgelegt, „Diplomatie im Trainingsanzug – der Hochleistungssport in der Deutschen Demokratischen Republik“. Die Sporterfolge haben natürlich in vielen Ländern große Achtung erzeugt. Wir wissen allerdings, worauf das zurückzuführen ist, heute sind wir natürlich klüger. Aber in der Vergangenheit war es eben so, daß die sportlichen Erfolge der Deutschen Demokratischen Republik als Mittel auch der Kulturpolitik einen großen Einfluß ausgeübt haben auf die Anerkennung der Leistungen dieses zweiten deutschen Staates.

Sicherlich hat auswärtige Kulturpolitik, wie angedeutet, darüberhinaus Wege geebnet, gerade in der großen zweiten Phase der Anerkennungswelle, also Ende der sechziger Jahre. Dieser zweite deutsche Staat wurde als souveräner Staat in der Welt anerkannt. Aber diesen positiven Momenten in der Auswirkung, die in der dritten Welt wahrscheinlich noch sehr viel stärker waren, das wäre in jedem Einzelfall zu untersuchen, stehen natürlich entscheidende

negative Punkte gegenüber. Eins konnte nämlich unter keinen Umständen geleistet werden, und das war das Grunddilemma der Deutschen Demokratischen Republik und ihrer auswärtigen Kulturpolitik: mittels der auswärtigen Kulturpolitik zu beweisen, daß dieses Gesellschaftssystem wirklich das überlegene, das fortschrittlichere war gegenüber der Bundesrepublik Deutschland. D.h., man konnte die kulturpolitischen Einflüsse der Bundesrepublik Deutschland versuchsweise zwar konterkarieren, aber man war nie in der Lage, diese Dinge so zurückzudrängen, daß nun der Faktor Deutsche Demokratische Republik die Oberhand gewann. Im Gegenteil, es wurde deutlich, daß Theorie und Praxis auseinanderklafften, daß ein Widerspruch bestand innerhalb des Herrschaftssystems der Deutschen Demokratischen Republik. Der Verstoß gegen die Menschenrechte, die Einengung des Handlungsspielraumes der Bürgerinnen und Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, all dies und vieles mehr haben dazu geführt, daß das eigentliche Gesamtkonzept, die Überlegenheit der sozialistischen Lebensweise durch auswärtige Kulturpolitik zu belegen und damit Einfluß auszuüben, doch eben nur sehr beschränkt gelang, in vielen Ländern überhaupt nicht. Man hatte im Wettstreit der Systeme mehr und mehr erkannt, daß vieles nur verbal formuliert war, weniges spontan erfolgte, das meiste gelenkt und ausgerichtet war.

Keiner hat dieses Problem besser zusammengefaßt als ein polnischer Kollege, den ich am Schluß zitieren möchte. Die Polen sind ja glänzend in der Fähigkeit, unterschiedliche Systeme zu bewerten, gerade vor dem Hintergrund des Systemwettbewerbs, der sich im Bereich der friedlichen Koexistenz abspielte. Sie setzen Maßstäbe, wie man mit kurzen blitzartigen Bemerkungen Unterschiede verdeutlichen kann, die, das gebe ich zu, auch ein Politikwissenschaftler in dieser Kürze nicht leisten kann. Im Zuge der Entspannungspolitik in den siebziger Jahren kam dieser polnische Kollege zu mir nach Bonn an die Universität. Wir unterhielten uns über die Wissenschaftskooperation im Rahmen der friedlichen Koexistenz, d. h. über eine Zusammenarbeit unter Wahrung des Systemantagonismus. Das war ja die Voraussetzung bei dieser Kulturpolitik. Er fragte mich: „Sind wir eigentlich nunmehr in der Lage, bei dieser Kooperation, auch vor dem Hintergrund des berühmten Korbes III von Helsinki, die Unterschiede zu erkennen, die Vorteile der einen und der anderen Seite, um von daher gesehen die Menschen zu befähigen, durch einen Systemvergleich zu einer Bewertung zu kommen, welches System das bessere und das überlegene ist?“ Er sagte das zwar am Beispiel der Verfassungen der Sowjetunion und der USA, aber man kann das in gleicher Weise übertragen auf die Verfassung der DDR und das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. „Wodurch unterscheiden sich denn beide eigentlich? Was zeichnet die Verfassung der DDR aus“, sagte er, „und was der Bundesrepublik Deutschland? Wo ist der Unterschied?“ Ich versuchte es, als Politologe, in Theorie und Praxis. Nach drei Minuten unterbrach er mich und sagte: „Du magst ja ein guter Politologe

sein, aber Du verstehst überhaupt nichts. Die Dinge sind viel einfacher. Die Verfassung der DDR garantiert Freiheit der Meinungsäußerung.“ „Ja, und wie sieht es mit der Bundesrepublik Deutschland aus?“, sagte ich. „Weißt Du das nicht?“, fragte er. Die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland garantiert Freiheit **nach** der Meinungsäußerung.“ Ich bedanke mich meine Damen und Herren. (Beifall)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herzlichen Dank, Herr Professor Jacobsen. Wir haben noch ein paar Minuten Zeit. Wir haben uns ja gestern darauf verständigt, daß, da der Beitrag „Architektur in der DDR“ nicht stattfinden kann, wir alles um eine Stunde vorziehen, d. h., wir haben noch ein paar Minuten, um mit Herrn Professor Jacobsen ins Gespräch zu kommen. Wer möchte? Frau Renesse bitte.

**Abg. Frau von Renesse (SPD):** Herr Professor Jacobsen, würden Sie vielleicht in kurzen Worten einen Vergleich zwischen Zielen und Methoden der Kulturpolitik der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik vornehmen? Ich frage das deshalb, weil die Darstellung des Konkurrenzverhältnisses zwischen den beiden Staaten in der ausschließlichen Betrachtung der DDR möglicherweise zu dem Schluß verführen könnte, die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik, der alten, sei nicht von Konkurrenz, nicht von Abwehr, nicht von Zurückdrängung gezeichnet gewesen und habe sich insbesondere im Verhältnis zur DDR der Gelassenheit, der Zurückhaltung, möglicherweise sogar der Gleichgültigkeit gegenüber den Umtrieben des jeweiligen, nicht Klassen- aber doch politischen Gegners, gekennzeichnet.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Stephan Hilsberg und dann Frau Professor Wisniewski

**Abg. Hilsberg (SPD):** Herr Professor Jacobsen, Sie haben sehr schön den Doppelcharakter der auswärtigen Kulturpolitik dargelegt, nämlich einmal im Ausland um politische Anerkennung zu ringen, und im Inneren deutlich zu machen, wie sehr die DDR als eigenständiges Gebilde – eigener nationaler Charakter – Anerkennung erfahren konnte. Auf diese Art und Weise sollte die Bindungskraft für die Bürger erhöht werden, beispielsweise durch den Sport. Kann man nicht feststellen, daß genau das der DDR nicht gelungen ist?

**Abg. Frau Prof. Dr. Wisniewski (CDU/CSU):** Mit Erfahrungen aus dem Orient kann ich nur bestätigen, was Sie gesagt haben. Die auswärtige Kulturpolitik der DDR wurde mit einem enormen Aufwand betrieben, war, was technische Dinge anging und sprachliche Vermittlung, außerordentlich erfolgreich und auch sehr beliebt. Es gab aber immer dann Katastrophen, wenn es – es handelte sich schließlich um islamische Länder – um die Ideologie ging, also um die Frage, die die Leute dort so formulierten: „Glaubt Ihr an Gott oder glaubt Ihr nicht an Gott?“ Die Frage nun an Sie: Welche Rolle spielte denn das atheistische Element?

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herr Böhm und dann Frau Dr. Wilms.

**Abg. Böhm (CDU/CSU):** Herr Professor, gestatten Sie mir, die Aufmerksamkeit auf einen Teilbereich der auswärtigen Kulturpolitik zu lenken, der meiner Kenntnis nach bisher keine gründliche Untersuchung erfahren hat. Es geht dabei um die Politik der damaligen DDR gegenüber den Volksgruppen, den deutschen Volksgruppen im Ausland. Es gab die Gesellschaft „Neue Heimat“, so hieß sie sinnvollerweise. Die „Neue Heimat“ war eine Gesellschaft für ausländische Staatsbürger deutscher Herkunft. Man konnte in Ungarn, auch in bestimmten Teilen Rußlands, schon vor der Wende und noch zu Zeiten der DDR, feststellen, daß es nach dort Beziehungen gab, die aber nicht öffentlich gemacht wurden. Im Zuge des Kampfes der DDR um ihre internationale Anerkennung gab es, auch das ist mir in den siebziger Jahren aufgefallen, intensive Bemühungen weltweit, um die Deutschen im Ausland anzusprechen, Auswanderer und wen auch immer, um über sie, z. B. in Kanada, in Argentinien, die Bemühungen um diese Anerkennung zu unterstützen. Meine Frage also: gibt es schon Untersuchungen oder sehen Sie Möglichkeiten, solche Untersuchungen einzuleiten, zu diesem Problem? Ich meine, daß gerade im Blick auf die heutigen Entwicklungen es sehr interessant sein kann festzustellen, welche Anstrengungen die DDR seinerzeit in dieser Richtung unternommen hat.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Frau Dr. Wilms bitte, danach Herr Dr. Faulenbach.

**Abg. Frau Dr. Wilms (CDU/CSU):** Herr Jacobsen, wenn Sie vielleicht folgenden Punkt noch einmal präzisieren wollen. Nachdem, was ich über die Effektivität und die Ergebnisse deutscher Kulturpolitik der damaligen DDR und der damaligen Bundesrepublik im Ausland weiß, allerdings weiß ich mehr über sie im westlichen Ausland, dann war es zwar so, daß die DDR quantitativ z.T. viel leistete, etwa bei der Sprachenvermittlung, aber die DDR-Kulturpolitik fand nicht die Resonanz, die sie sich erhoffte, weil sie eben doch auf einen ganz bestimmten ideologischen Aspekt ausgerichtet war. Obwohl die DDR oft mehr Mittel für ihre auswärtige Kulturpolitik zur Verfügung stellte, fand letztlich die pluralistisch angelegte auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland mehr Resonanz als die der DDR. Das ist sicherlich ein wichtiger Punkt und vielleicht haben Sie Erfahrungen, wie es damit in den sozialistischen Ländern stand. Darüber bin ich persönlich nicht so gut informiert. Die zweite Frage entspricht einer These von mir. Vielleicht können Sie sie verifizieren oder falsifizieren. Meine These ist, daß die auswärtige Kulturpolitik der DDR immer auch im Blickfeld der Bundesrepublik stand, immer auch in Bezug auf die Bundesrepublik angelegt war und ich behaupte, daß die Kulturpolitik der Bundesrepublik zunächst einmal aus sich selbst heraus lebte. Pluralistische Kultur darzubieten, das war ihr Ziel, was nicht ausschließt, daß im Einzelfalle etwa der Leiter eines Goethe-Instituts hier oder da durchaus Konkurrenzgefühle entwickelte, weil

das Kulturinstitut der DDR vielleicht mehr Mittel hatte. Aber im Grunde lebte, und damit widerspreche ich ein bißchen Ihnen, Frau von Renesse, im Grunde die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik aus sich selbst und nicht immer wieder aus der Reflexion auf die DDR, was aber bei der DDR in meinen Augen vice versa der Fall war.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herr Dr. Faulenbach und dann Herr Dr. Mitter.

**Sv. Dr. Bernd Faulenbach:** Zunächst zu der eben gestellten Frage, Herr Jacobsen. Müßte man nicht doch die auswärtige Kulturpolitik der DDR in einem engen Zusammenhang mit der westdeutschen auswärtigen Kulturpolitik untersuchen und dabei jeweils auch die Wechselbeziehungen zwischen beiden? Da dürfte wohl ein kommunikativer Zusammenhang bestehen. Eine zweite Frage: nun hat ja die auswärtige Kulturpolitik der DDR auch eine beträchtliche Zahl von Menschen aus verschiedenen Ländern in die DDR gebracht, viele Studierende, Journalisten, auch Leute aus den westlichen Ländern. Man denke etwa an die Intensität der Kommunikation mit Frankreich. Wie sah das mit der Rückkoppelung, der Rückwirkung auf die DDR aus? Bedeutete diese offensive auswärtige Kulturpolitik nicht auch, daß man sich im Binnenzusammenhang viele Dinge nicht mehr leisten konnte, so daß die Intensität der auswärtigen Kulturpolitik zumindest eine Veränderung im innenpolitischen Klima zwangsläufig zur Folge haben mußte?

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herr Dr. Mitter und dann Herr Hansen.

**Sv. Dr. Armin Mitter:** Herr Jacobsen, Sie haben sehr deutlich gemacht, welche Bedeutung die Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland vor allen Dingen für die auswärtige Kulturpolitik der DDR hatte, die Nachfragen haben es auch noch einmal gezeigt. Ich würde die provokante These dagegensetzen, daß die Kulturpolitik, die differenzierte Kulturpolitik der sozialistischen Länder, insbesondere Polens – Sie gingen ja darauf ein – aber auch Ungarns und spätestens seit Mitte der achtziger Jahre auch der Sowjetunion, viel größere Schwierigkeiten für die auswärtige Kulturpolitik der DDR bedeuteten, für die DDR selbst gesehen, und zwar in doppelter Hinsicht: 1. Es war möglich, in anderen sozialistischen Staaten eine durchaus andere differenziertere Kulturpolitik zu betreiben, 2. Die Entwicklungen in den sozialistischen Ländern innerhalb der Kultur haben sich auch sehr stark vor allen Dingen in der alternativen Kulturszene in der DDR widergespiegelt. Das wurde gestern schon während der Podiumsdiskussion deutlich. Diese Entwicklung in den sozialistischen Ländern hatte, glaube ich, seit Mitte der siebziger Jahre eine mindestens ebenso große Bedeutung wie die Entwicklung in den bürgerlichen Staaten.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Darf ich davon ausgehen, daß alle, die eine Frage stellen wollen oder was sagen wollen, das zu erkennen gegeben

haben. Dann möchte ich die Rednerliste schließen. Herr Hansen und dann Herr Weisskirchen.

**Abg. Hansen (FDP):** Ich möchte auch noch einmal zum deutsch-deutschen Verhältnis etwas sagen. Sie haben von den beiden Elementen gesprochen bzw. von dreien, im Spannungsfeld der offensiven und defensiven Elemente dieser auswärtigen Kulturpolitik. Welchen Stellenwert hatte denn die deutsch-deutsche Frage, oder spezieller und direkter, das Kulturabkommen zwischen beiden Staaten? Wie vertrugen sich Offensive und Defensive zugleich?

**Abg. Prof. Weisskirchen (SPD):** Ich glaube, wir sollten miteinander ein bißchen ehrlicher umgehen. Auswärtige Kulturpolitik hat immer auch den Aspekt und den Charakter, daß es in gewisser Weise zu einer Verengung der pluralistischen Ansätze kommt, die es in einem Staate gibt, anders geht das gar nicht, weil sie gegenüber anderen Ländern auch eine ganz gezielte politische Aufgabe hat. Natürlich ist das Spektrum der bundesrepublikanischen, der alten auswärtigen Kulturpolitik, ein ganz weites gewesen. Das will ich überhaupt nicht bestreiten. Aber es steckt dahinter immer auch ein politisches Konzept. Was nun die auswärtige Kulturpolitik der DDR im Hinblick auf die Staaten des sozialistischen Blocks betrifft, so hat es, wenn ich es richtig sehe, doch eine ganz enge Kooperation gegeben. Die Frage ist für mich: inwiefern hat denn die auswärtige Kulturpolitik der vormaligen DDR überhaupt eigene Schwerpunkte haben können oder auch haben wollen? Konnte die DDR in der auswärtigen Kulturpolitik überhaupt eigene Akzente entwickeln? Wollte sie es? Es gab ja in gewisser Weise innere Pluralität in der DDR, ich denke an die gegenläufige Kultur, die keine staatliche Kultur war. Hat diese in irgendeiner Weise eine Chance gehabt, dargestellt zu werden?

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Markus Meckel bitte und dann, als letzter, Dr. Keller.

**Abg. Meckel (SPD):** Die Grundsatzbemerkung von Herrn Weisskirchen, denke ich, muß man nicht wiederholen. Auch in der alten Bundesrepublik zeigt der Streit um das Goethe-Institut und seine Politik genau das, was hier beschrieben worden ist. Es ist mit der Wissenschaft wie mit der Kultur. Sie ist durchaus kontrovers und es gab nicht nur im Osten, sondern auch im Westen manches Interesse, die Dinge in anderen Ländern auch entsprechend darzustellen. Aber nun zu meiner Frage, sie bezieht sich sowohl auf die Kulturpolitik als auch auf die Außenpolitik. Ich denke, daß Kulturpolitik der DDR im Ausland nicht grundsätzlich anders ausgesehen hat als im Inland. D.h., es war eine bestimmte Art des Umgehens mit Kultur, wie sie gestern deutlich beschrieben wurde. Damit ist meines Erachtens im wesentlichen die Frage von Gert Weisskirchen beantwortet. Der zweite Punkt, der mich interessiert, ist die Außenpolitik. Für mich ist klar, daß auch die Kulturpolitik der DDR ein Teil der Außenpolitik war, die bedingt war durch den Versuch, bestimmte Strukturen durchzusetzen, Ideologieexport ins

Ausland zu verwirklichen, natürlich in dem Ost-West-Gegensatz, der die Welt prägte.

Meine konkrete Frage an Sie: Es gab in den sozialistischen Staaten die Praxis, gezielt Leute aus der Dritten Welt auszubilden und dann in diese Länder zurückzuschicken, ausgestattet mit einem entsprechenden Dünnbrett-Marxismus und den entsprechenden Strategien. Gibt es schon Untersuchungen über einzelne solcher Beispiele? Ich denke z. B. an Äthiopien, an Mozambique oder Angola, wo solcher Struktur- und Ideologieexport genauer nachzuzeichnen wäre. Es war für uns ja immer sehr erhellend, wenn plötzlich in einem Kontinent wie Afrika die gleichen Strukturen auftauchten, wie wir sie bei uns kannten, die mit der Kultur und den inneren gewachsenen gesellschaftlichen Strukturen jenes Landes überhaupt nichts zu tun hatten.

**Abg. Dr. Keller (PDS/LL):** Herr Jacobsen, ist die tiefere Ursache, daß wir uns so schwer tun bei der Beschreibung dieses Vorgangs nicht darin zu sehen, daß der Begriff „auswärtige Kulturpolitik“ im Grunde falsch ist? Wir sprechen eigentlich – und so ist es in der Praxis zumindest für die DDR gewesen – von Außenpolitik, die Mittel und Formen der Kultur genutzt hat. Solange ich mich erinnern kann, solange ich im Ministerium für Kultur tätig gewesen bin, ist die auswärtige Kulturpolitik nie vom Ministerium für Kultur behandelt oder entschieden worden, sondern ausschließlich durch das Außenministerium und dort durch die entsprechenden Abteilungen des Zentralkomitees. Meine Frage: Hat das Auswirkungen auch für die Bundesrepublik Deutschland gehabt und sind Kulturbeziehungen der Bundesrepublik Deutschland zur DDR auch unter politischen Gesichtspunkten entschieden worden? Welche Rolle hat z. B. der Deutsche Kulturrat bei Entscheidungen oder bei Entscheidungsfindungen für die auswärtige Kulturpolitik gegenüber der DDR gespielt? (Zwischenruf aus dem Publikum)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Die Geschäftsordnung regelt eindeutig, daß nur die Mitglieder der Enquete-Kommission hier Fragen stellen und auf das reagieren, was in den Vorträgen zur Sprache kam. Das sind die Spielregeln hier, mit denen müssen Sie sich abfinden. (Zwischenruf)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Ich habe eben versucht, Ihnen zu sagen, was hier die Geschäftsordnung ist. Sie haben hier überhaupt keine Frage zu stellen. Ich möchte Sie bitten, auf die Frage nicht zu reagieren. Wir sollten unsere Geschäftsordnung ernst nehmen. Sie können sich mit dem Herrn gern nachher allein unterhalten. Ich möchte nun Herrn Professor Jacobsen bitten, auf die Fragen einzugehen. Ich habe Unruhe unter uns gemerkt bei einzelnen Statements oder Fragen. Ich bin gespannt, wie die Antworten von Herrn Professor Jacobsen ausfallen werden.

**Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen:** Meine Damen und Herren, zunächst möchte ich mich herzlich bedanken für die zahlreichen Fragen. So habe ich mir die Sache eigentlich vorgestellt. Keinen langen Vortrag, sondern einige

einführende Bemerkungen, so daß dann eine Diskussion, zumindest im Ansatz, zustandekommt. Ich verweise noch einmal auf die Unterlagen, die ich habe verteilen lassen. Darin sind viele Fakten enthalten, die hier auch schon erfragt worden sind oder die im Zusammenhang mit Fragen stehen. Lassen Sie mich versuchen, in der gebotenen Kürze auf die verschiedenen interessanten Fragen einzugehen. Gelegentlich werde ich sagen müssen, daß wir hier weiter forschen müssen, weil wir erst am Anfang unserer Erkenntnisse stehen, aber manche Fragen wird man schon genauer beantworten können.

Ich fange bei der ersten Frage an, bei Frau Renesse. Natürlich, und das habe ich auch in meinem Beitrag „Auswärtige Kulturpolitik“ aus dem Jahre 1979 so zusammengefaßt, gibt es, trotz einiger Parallelen hinsichtlich der Kulturpolitik aller Staaten, bezogen auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR fundamentale Unterschiede. Wenn Sie sich an die Leitsätze der auswärtigen Kulturpolitik Deutschlands aus den siebziger Jahren erinnern, wird eins deutlich: Es wurde der Versuch gemacht, auswärtige Kulturpolitik nicht eindimensional zu verwirklichen, sondern zu verdeutlichen, was Wesen und Qualität einer pluralistischen Gesellschaft ausmachen. Das führt manchmal auch zur Verengung, vor allen Dingen dann, wenn auswärtige Kulturpolitik mit staatlichen Mitteln gefördert wird. Aber bei uns in der Bundesrepublik Deutschland war auswärtige Kulturpolitik nicht allein eine Frage etwa der Finanzierung durch das Auswärtige Amt, durch das Presse- und Informationsamt, sondern ging zurück auf die Spontaneität der Bürger und Bürgerinnen, auf Clubs, Gesellschaften, Universitäten, Partnerschaften. Es besteht das Bemühen, bestimmte Fragen dem Ausland gegenüber in den Vordergrund zu stellen, Fragen, die auch im Ringen zwischen sozialen Gruppen in der Gesellschaft erkennbar werden. Eins jedoch sollte unter keinen Umständen herausgestellt werden, trotz der Systemkonkurrenz, daß es sich hier nämlich um ein überlegenes System handele, das ausgeht vom Fortschritt der Geschichte, dem die Zukunft gehöre. Es handelt sich vielmehr um eine denkbare, für die Deutschen wahrscheinlich ohne Alternative existierende gesellschaftliche Ordnung demokratischer Natur mit entsprechenden Werten auf der Grundlage des Grundgesetzes.

Herr Hilsberg fragte nach der innenpolitischen Anerkennung. Die beabsichtigte Identifikation mit dem Staat DDR sei nicht eingetreten. Hier, Herr Hilsberg, würde ich zunächst einmal ein Fragezeichen setzen. Es bedarf größerer Anstrengungen und insbesondere systematischer Forschungen um zu klären, wo, wann und unter welchen Bedingungen durch die erkennbaren Erfolge auch in der auswärtigen Kulturpolitik – Stichwort „Leistungen“ – das Wir-Gefühl unter vielen Bürgerinnen und Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik gestärkt worden ist. Dieses Gefühl haben wir ja heute manchmal noch: da war doch auch etwas, was wir geleistet haben. Dazu zählen natürlich auch Unterstützung und Hilfsmaßnahmen in vielen Teilen der Welt. Ich würde

also nicht so weit gehen zu sagen und rigoros zu formulieren: das hat nicht oder nicht entscheidend zur Identität geführt. Hier gab es Elemente, die wahrscheinlich noch differenzierter untersucht und bewertet werden müssen.

Frau Wisniewski, die Frage der Auseinandersetzung mit Atheismus, Islam und anderen Ideologien war eigentlich dadurch, daß eine dogmatische Vorgabe auch in der auswärtigen Kulturpolitik bestimmend blieb, ein Problem sekundärer Bedeutung. Man hat natürlich versucht, auf ganz bestimmte Herausforderungen auch Antworten zu geben. Wir wissen, daß die DDR-Kulturpolitik besonders in den Ländern des Mittleren und Nahen Ostens immer wieder angesetzt hat. Da blieb nichts anderes übrig, als auch in der Konkurrenz mit den anderen Religionen, Islam usw., zu wirken in der Hoffnung, über ganz bestimmte Transmissionsriemen dieser Gesellschaften den Einfluß aller jener Kräfte zu stärken, die vielleicht sozialistisch und kommunistisch argumentierten oder bereits parteilich zusammengeschlossen waren.

Herr Böhm, Ihre Frage nach den Volksgruppen im Ausland ist sehr interessant. Zunächst einmal wird man generell im Hinblick auf die Volksgruppen im Ausland, was die sozialistischen Staaten angeht, sagen können, und ich glaube, das ist immer wieder deutlich geworden, auch gestern am Beispiel der Sorben: Solange Osteuropa unter der Hegemonie der Sowjetunion, unter dem Dogma des Marxismus-Leninismus, stand, also alle Fragen der auswärtigen Kulturpolitik primär unter dem Gesichtspunkt des Klassenstandpunktes beantwortet wurden, war das kein Thema. Ich denke etwa an die deutschen Minderheiten in bestimmten Teilen Osteuropas. Ich will jetzt nicht auf die deutsche, die westdeutsche Politik im einzelnen eingehen. Das wurde ja einfach totgeschwiegen und wir haben nach der Transformation 1989/90 gesehen, daß es ein fundamentaler Irrtum war oder ein Fehler, daß man sich mit diesen Gruppen nicht befaßt hat. Wir sehen das gegenwärtig in bestimmten Teilen Osteuropas. Im übrigen aber gebe ich Ihnen recht. Hier wird noch zu forschen sein, was das Stichwort „Neue Heimat“ betrifft, was im einzelnen mit welchen Gruppen wo jenseits der sozialistischen Staatengemeinschaft angestrebt und erreicht worden ist.

Frau Wilms, Sie fragten nach der Effektivität der DDR, der Resonanz, der ideologischen. Das hatte ich ja eben schon andeuten wollen. Ich bin eigentlich der Überzeugung, daß bei aller möglichen Kritik an auswärtiger Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland, und da gibt es ja auch genügend, was wir aus der einen oder anderen Sicht kritisieren können, man doch sagen kann, daß sie sich im wesentlichen fundamental unterschied von den Ansätzen, die ich angedeutet habe, im Rahmen der auswärtigen Kulturpolitik der DDR. Sie unterschied sich einfach deshalb, weil in der Bundesrepublik das pluralistische Element viel stärker in den Mittelpunkt gestellt wurde und deshalb natürlich die Resonanz nolens volens in den westlichen großen Demokratien, in Asien – ich komme gerade aus Japan – viel größer sein mußte, als bei Vorstellungen

einer eindimensionalen Politik und der These von der Überlegenheit eines Gesellschaftssystems, was diese Überlegenheit eben nicht besaß. Es besaß sie weder in der Theorie, noch in der Praxis, und vor allem nicht im Hinblick auf die Herrschaftspraxis. Die Frage aber, wie sich dies in den sozialistischen Ländern ausgewirkt hat, müßte man auch wieder unterschiedlich beantworten. Hier könnte man durchaus eine gewisse Abstufung vornehmen. Da die auswärtige Kulturpolitik der DDR sich sehr stark an Prinzipien und Methoden der Sowjetunion anlehnte und im Verbund mit den sozialistischen Staaten arbeitete, war zwar auf der einen Seite schon eine bestimmte Vorgabe gegeben, aber die war keineswegs so erfolgreich in bestimmten Ländern, wie das gewünscht wurde.

Ich darf noch einmal auf Polen abheben. In einem Land wie Polen kam doch vor dem Hintergrund einer pluralistischeren Gesellschaft diese Eindimensionalität nicht wesentlich an, abgesehen von den verordneten Aktivitäten, die dann in bestimmten Gruppen durchgeführt wurden. Wenn man in Polen die Frage stellte: Wie schätzt Ihr denn die Bürgerinnen und Bürger der DDR ein, wenn sie im Rahmen Eurer Wissenschaftskooperationsabkommen hier sind, und wie schätzt Ihr die Bürger der Bundesrepublik ein, dann war die Antwort eigentlich immer sehr klar: Wenn Bürgerinnen oder Bürger aus der DDR kommen, wissen wir schon, wie die Antworten lauten. Sie sind konform mit dem, was offiziell vorgegeben ist. Bei den Deutschen aus dem Westen haben wir das Gefühl, daß jeder mehr für sich spricht, daß er seine Lebensanschauung hat, seine Lebensphilosophie, was nicht immer heißt, daß wir dieser Lebensphilosophie stärker zustimmen als etwa derjenigen der Bürger und Bürgerinnen aus der DDR.

Das hängt eben mit dem historischen Erbe unserer beiden Staaten zusammen. Und, Frau Wilms, das hatte ich ja angedeutet und das klang auch bei anderen Beiträgen an: Selbstverständlich, in dem, was die auswärtige Kulturpolitik der DDR sowohl in den sozialistischen als auch in den westlichen Staaten ausmachte, war die permanente Konkurrenz mit der Bundesrepublik Deutschland ganz wesentlich. Hier gibt es einen großen Forschungsnachholbedarf. Es wären die Wechselbeziehungen in den verschiedenen Phasen herauszuarbeiten. Wir gewannen in bestimmten Ländern an Boden, in Ländern, in denen die DDR einfach nicht Fuß fassen konnte, z. B. aus Gründen des Dogmas und der Einseitigkeit der Anschauungen. Hier wäre also, das hat Herr Faulenbach auch schon angedeutet, ein großes Desiderat der Forschung, das in einem Gesamtzusammenhang zu sehen wäre. Wie und unter welchen Voraussetzungen konnte man tatsächlich seinem Anspruch gerecht werden? Es kam ja noch eins hinzu, meine Damen und Herren. Seit den siebziger Jahren, im Zuge der Entspannungspolitik, verfolgte die DDR nun uns, d. h. der Bundesrepublik Deutschland gegenüber, aus verständlichen Gründen eine stärkere Abgrenzungspolitik. Das war also auch ein großes weiteres Ziel der

auswärtigen Kulturpolitik. Man wußte, worauf es ankam. Vor allen Dingen: dies geschah nun angesichts einer kuriosen, heftig kritisierten, aber auch im Sozialismus nicht akzeptierten, These von der sog. sozialistischen Nation. Das war ja auch ein Aspekt. Hier wurde in den siebziger Jahren der Versuch gemacht, auch durch den Transmissionsriemen der auswärtigen Kulturpolitik, den Aspekt der sozialistischen Nation zu verdeutlichen und dadurch den Unterschied zur Bundesrepublik und den fortschrittlichen Charakter der DDR hervorzuheben.

Wir haben mit unseren polnischen Kollegen, aber auch in Rußland und der Sowjetunion, damals über diesen Aspekt immer wieder diskutiert. Intern habe ich eigentlich niemanden gefunden, weder in Moskau, noch in Warschau, der diese These von der sozialistischen Nation akzeptierte, aber zunächst, solange das offizielle Vorgabe war, konnte man diese Kritik nicht öffentlich äußern.

Herr Mitter, bitte korrigieren Sie mich, wenn ich das nicht richtig aufgeschrieben und notiert habe – die politischen Wirkungen nach innen. Ich sagte ja, hier werden wir sehr vorsichtig im Urteil sein und bleiben müssen, solange noch nicht einmal – methodisch natürlich angemessen – der Versuch gemacht wird, diese Differenzierungen innerhalb der auswärtigen Kulturpolitik sorgfältig zu untersuchen. Natürlich müssen wir das auch für die Alternativkultur in der DDR-Szene herausarbeiten.

Ich darf noch einmal, Herr Hansen, zu dem deutsch-deutschen Verhältnis kurz Stellung nehmen und ich bin dankbar für die Frage nach der Wirkung des Kulturabkommens in der Mitte der achtziger Jahre. Gestern wurde von einem Vertreter des Podiums darauf hingewiesen, daß dies natürlich doch einen großen Nachteil gehabt hätte, vor allen Dingen für die Systemkritiker in der damaligen DDR. Ich glaube, das ist ein sehr gewichtiger und bereits hervorgehobener Aspekt. Andererseits aber war – und das muß man natürlich im Zusammenhang mit der gesamten Entspannungspolitik sehen – der Ansatz des Westens, daß es wichtig war, im Rahmen des Systemantagonismus zu Spielregeln zu kommen, die es erlaubten, in bestimmten Grenzen auch in den anderen Handlungsspielraum einwirken zu können. Das war im Jahre 1975 durch die KSZE gegeben, Stichwort „Korb III“. Es war der fundamentale Fehler einiger Politiker in der Bundesrepublik anzunehmen, daß das zum Nachteil des Westens geschehe. Ich erinnere an die Äußerungen von F.J. Strauß. Wir haben inzwischen begreifen müssen, daß mit der Systemöffnung in Form von geregelter Miteinander auch im kulturpolitischen Bereich die Vorteile des Westens größer waren als die des Ostens, weil damit gewisse Möglichkeiten der Einwirkungen gegeben waren, insbesondere ein Dialog mit dem „Klassengegner“, der sich dann von den Realitäten bei uns überzeugen konnte. Ich meine also, hier ergaben sich durchaus große Vorteile für uns.

Herr Weisskirchen, ich bestreite nicht, ich habe das angedeutet, daß jede auswärtige Kulturpolitik zusammenhängt mit einer gewissen Verengung. D.h.

man kann ja durch das, was man etwa mit Mitteln der Kulturpolitik, mit allen möglichen Trägern im Ausland, anstrebt, niemals die Gesamtheit der Pluralität verdeutlichen. Ich komme noch einmal zurück auf das, was ich gesagt habe. Ich glaube durchaus, daß durch die Ansätze, so wie sie durch die auswärtige Kulturpolitik in den siebziger Jahren der Bundesrepublik Deutschland versucht worden sind, dieses Bild Deutschlands, der Bundesrepublik Deutschland, eben nicht mehr, wie in der Vergangenheit, einseitig war. Es stand nicht mehr im Mittelpunkt, was die Deutschen alles geleistet hätten, wie großartig sie seien und daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle. Im Mittelpunkt stand vielmehr das Spannungsverhältnis, die Problematik der Konflikte und die Frage, wie wir Konflikte bewältigen. All das mußte in gewisser Weise transponiert werden und ist auch z.T. gelungen. Davon konnte ich mich persönlich überzeugen. Sie sagten, die DDR, die Staaten des sozialistischen Blocks hätten eigene Schwerpunkte gehabt, wie andere Staaten auch. Sicherlich, das wäre auch noch einmal ein sehr interessantes zusätzliches Thema. Bitte, haben Sie Verständnis, daß ich das jetzt nicht weiter ausdehnen möchte. Die Antwort hängt davon ab, mit welchem Staat wir es zu tun hatten. Ich gehe davon aus, daß die polnische Kulturpolitik z.T. andere Schwerpunkte setzte, neben den sog. gebundenen Schwerpunkten, als etwa Bulgarien oder Rumänien.

Herr Meckel, Ihre Frage zur auswärtige Kulturpolitik. Ich sagte ja immer, es ist eine Frage der Kontroversen auch innerhalb der Kultur, eine Frage, wie wir mit der Kultur umgehen. Die auswärtige Kulturpolitik wurde ja hier auch verstanden als – ich spreche jetzt von der DDR – Exportmittel. Nun ist das, wie gesagt, vor dem Hintergrund der Realitäten schwierig geworden und geblieben. Ich habe es angedeutet. In dem Maße, in dem Theorie und Praxis immer weniger übereinstimmten im alten Herrschaftsbereich der DDR, in dem Maße war es immer weniger möglich, einen ideologischen Export vorzunehmen. Es war allerdings – das gebe ich zu – anders in den sozialistischen Staaten bzw. in den Staaten, die sich auf dem Wege zu einer anderen Entwicklung befanden, also in der Dritten Welt. Hier war die Resonanz aus verständlichen Gründen um ein Vielfaches größer durch die Maßnahmen, von denen ich schon gesprochen hatte. Interessant ist die Frage, was eigentlich von diesen Ausbildungshilfen gegenüber Ausländern in der DDR, Kubanern, Vietnamesen, und wer es auch immer im einzelnen gewesen sein mag, geblieben ist. Ich kann sie nicht beantworten, aber ich glaube, daß das in Zukunft einmal in den Mittelpunkt von einzelnen Untersuchungen gestellt werden sollte. Was hat man davon aufgenommen, wie weit hat man sich davon beeinflussen lassen und wie ist heute, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus im Weltmaßstab, diese Entwicklung zu bewerten?

Herr Keller, Sie haben noch von dem Begriff der auswärtigen Kultur gesprochen, der fälschlich im Zusammenhang mit Kultur benutzt werde. Ich glaube, auch hier wird man noch einmal zurückkommen müssen auf

das bilaterale Verhältnis in einer pluralistischen offeneren Gesellschaft. Hier ist das Problem um ein Vielfaches geringer als in einer geschlosseneren Gesellschaft. Und das war ja die DDR. D.h., die Auswirkungen mußten in einer geschlossenen Gesellschaft bei Wechselwirkungen größer sein, wenn denn ein Einbruch möglich war – KSZE, deutsch-deutsches Kulturabkommen – als in einer pluralistischen Gesellschaft. Es war – glaube ich – gestern schon die Rede davon, daß manche doch überrascht waren, als sie in die Bundesrepublik kamen und dann plötzlich mit jungen Menschen sprachen, ich denke vor allen Dingen an Studenten Ende der sechziger Jahre, daß hier das Dogma des Marxismus-Leninismus um ein Vielfaches ausgesprägter gewesen ist als bei manchen Gruppen in der DDR, von Polen will ich in diesem Zusammenhang gar nicht reden. Es war also selbstverständlich, daß in unserer pluralistischen Gesellschaft diese Auswirkungen geringer bleiben mußten. Der Marxismus oder der Kommunismus waren ja als Angebot eine Gegebenheit. Wir können das am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschlands verdeutlichen, wie wenig Zugkraft dieses Dogma und diese Politik besaßen. Das brauche ich hier im Einzelnen nicht weiter auszuführen.

Abschließend noch Folgendes, meine Damen und Herren. Ich glaube, daß das Thema „Auswärtige Kulturpolitik“ es verdient, in Zukunft intensiver und differenzierter untersucht zu werden, so daß viele Fragen, die hier gestellt worden sind, abgesicherter und abgewogener beantwortet werden können. Auch das gehört, glaube ich, zu der kritischen Aufarbeitung der Geschichte der ehemaligen DDR. Ich bedanke mich.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Wir haben im weiteren Verlauf des heutigen Tages ursprünglich an zwei Blöcke gedacht, haben dann aber festgestellt, daß für den Bereich „Alternative Kultur“ keine eigene Nachfragemöglichkeit besteht. Deshalb haben wir verabredet, daß wir diesen Block „Alternative Kultur“ und die Podiumsdiskussion zusammenziehen in der Weise, daß diejenigen, die jetzt im ersten Bereich reden werden, nachher auch noch Teilnehmer in der Podiumsdiskussion sind. Deshalb übernimmt ab sofort Gerd Poppe die Diskussionsleitung. Mir wäre wichtig, Ihnen noch einmal Folgendes zu sagen: Haben Sie bitte Verständnis dafür, daß ich vorhin so rigoros dazwischengegangen bin. Sie dürfen hier anhören. Wenn Sie ein Problem oder eine Frage an Herrn Dr. Keller haben, mache ich Ihnen Mut, stellen Sie ihm die Frage, reden Sie mit ihm selber. Wenn Sie meinen, Sie sollten in die Öffentlichkeit gehen, dann können Sie auch in die Öffentlichkeit gehen, das ist Ihr gutes Recht, aber nicht hier an dieser Stelle.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ich möchte Christoph Tannert und Peter Wicke bitten, sich mit nach vorn zu setzen. Peter Böthig haben wir bisher noch nicht entdecken können. Vielleicht ist er nicht rechtzeitig informiert worden, daß das Thema „Architektur“ ausfällt. Der Ausfall des Themas „Architektur“ ist für uns sehr bedauerlich. Wir hatten

zunächst Herrn Flierl gefragt, der aber im Ausland ist und es hat auch mit einem Vertreter nicht geklappt. So müssen wir diesen sehr wichtigen Punkt wegfallen lassen.

Wir fangen nun mit den Vorträgen an. Es hat jeder Vortragende etwa zwanzig Minuten Zeit. Die Reihenfolge werden wir ändern. Anschließend werden die im Programm genannten Teilnehmer der Podiumsdiskussion dazukommen, Lutz Rathenow, Wolfgang Herzberg, Toni Krahl, Helga Schubert. Auch hier hoffe ich, daß sie rechtzeitig eintreffen. Günter Feist war gestern schon im Podium. Ich nehme nicht an, daß Sie heute noch einmal hineinwollen? Also belassen wir es bei den vier. Die drei Vortragenden werden sich dann mit in die Diskussion einmischen. Anschließend, in der letzten der drei Stunden, die wir insgesamt zur Verfügung haben, wird dann die Enquete-Kommission Gelegenheit haben, selber in das Gespräch hineinzugehen, Fragen zu stellen und Beiträge zu liefern.

Nun unser erster Vortragender. Christoph Tannert ist Kunsthistoriker, 1955 in Leipzig geboren, hat an der Humboldt-Universität studiert, war Sekretär der zentralen Arbeitsgemeinschaft „Junge Künstler“ beim Zentralvorstand des Verbandes „Bildende Künstler der DDR“ bis 1984, bis zu seiner fristlosen Entlassung. Vielleicht erfahren wir in der Diskussion noch etwas darüber. Er war dann freiberuflich bis 1991 als Kunstkritiker und Ausstellungsmacher tätig und ist einer der tiefsten Kenner dessen, was als „Alternative Kunst“ im weitesten Sinne zu bezeichnen ist. Es stellt sich natürlich die Frage, was sich hinter diesem etwas lapidaren und sehr summarischen Begriff „Alternative Kultur“ verbirgt im Zusammenhang mit unserer nachfolgenden Diskussion. Wir haben ja gestern in der letzten Podiumsdiskussion gehört, 1976 sei gewissermaßen alles vorbei gewesen, da hätte sich nach der Biermann-Ausbürgerung der Bruch vollzogen zwischen den Künstlern und dem Staat. Jedenfalls klangen einige Äußerungen so, als wäre das tatsächlich schon der Anfang vom Ende gewesen. Nun hat aber die DDR noch dreizehn weitere Jahre bestanden, das ist unübersehbar, und es ist vielleicht doch noch, entgegen der Auffassung der gestrigen Podiumsteilnehmer, eine neue Generation von Künstlern, Schriftstellern hinzugekommen, die die Ereignisse in den achtziger Jahren auf unterschiedliche Weise mit beeinflußt hat. Wir werden davon in der Diskussion zu sprechen haben. Ich bitte also zunächst Christoph Tannert um seinen Vortrag.

**Christoph Tannert:** Meine Damen und Herren, wir befinden uns in der etwas schwierigen Situation, daß ich über etwas zu reden habe oder reden möchte, von dem Sie möglicherweise gar keine bildliche Vorstellung haben. Es kann also vorkommen, daß ich hier Namen von Künstlerinnen und Künstlern nenne, von denen Sie keine Bildvorstellung haben. Wir haben auch keine Dias zeigen können. Nach wie vor ist dieses Kapitel einer sog. Subkultur ein unerforschtes

Kapitel, obwohl es wichtige Forschungen und Recherchen dazu gegeben hat. Mit dem Begriff der Subkultur will ich auch beginnen.

Als ich die Einladung erhielt, hier vor Ihnen zu sprechen, habe ich meinem Vortrag einen Titel gegeben, den ich jetzt korrigieren will bzw. erweitern möchte.

Nach vielen Gesprächen mit Künstlerinnen und Künstlern, nach dem Studium von Akten und nach den öffentlichen Debatten zum Verhältnis von Kunst und Stasi in der DDR muß einfach gefragt werden, ob es überhaupt eine „Subkultur“ in der DDR gab, wie sie strukturiert war und wer ihr möglicherweise zuzurechnen ist.

Ich scheue mich, den Begriff „Subkultur“ zu verwenden, weil ich glaube, daß er einfach nicht stimmt – und man kann ihn auch nicht ersetzen mit den Begriffen „Zweite Kultur“ oder „Alternative Kultur“ oder „Untergrund“ oder „Hintergrund“.

Sicher, es hat da über Jahrzehnte in der DDR etwas gegeben, was anders war als die DDR-Repräsentationskultur, aber diese „andere Kultur“ war nicht unabhängig von dem, was offiziell verordnet wurde bzw. was Künstler und Künstlerinnen aus freien Stücken innerhalb der vorgegebenen Spielräume entwickelten.

Diese „andere Kultur“ war auch nicht autonom, wie wir heute wissen – und sie verhielt sich schon gar nicht dissidentisch oder in Opposition zu den bestehenden Verhältnissen.

Oft standen ihre Vertreter und Vertreterinnen außerhalb des offiziellen Rahmes, um Position für ihr Ich-Bewußtsein zu beziehen, aber mit Widerstand hatte das selten etwas zu tun. Das Selbstverständnis derer, die sich innerhalb dieser Netzwerke äußerten, mag anders sein als meine Interpretation. Aber ich glaube, angesichts der Tatsache, daß einige der eifrigsten Macher der „Szene“ bei der Stasi als IMs geführt wurden, muß man sich einfach von der Illusion verabschieden, es hätte Nischen und Winkel gegeben, die man hätte mit künstlerischem Sprengstoff füllen können, ohne längst observiert und von innen heraus überwacht zu sein.

Die Mächtigen in der DDR haben sich, obwohl sie mit deutlichen Verhinderungspraktiken nicht geegizt haben, solch eine „Szene“ wie vom Prenzlauer Berg als Gummizelle für Formalisten geleistet. Sie haben immer wieder deutlich gemacht, wer das politische Machtpotential des Gewahrsamsstaates innehat, aber sie haben andererseits all die abseitigen und „eigenartigen“ Dimensionen wuchern und sich in- und mit sich selbst verstricken lassen, sofern ihnen das aktivistische Moment direkten politischen Aufbegehrens in Wort und Bild nicht auffiel.

Sascha Andersons Wirkrichtung, die er für die Berliner und Dresdner „Szene“ vorgab war: „Nicht für, nicht gegen, sondern außerhalb“ – und ich glaube, noch

heute ist ihm die Stasi dankbar für dieses Bekenntnis zum Labyrinthischen, Klandestinen und der Verantwortung für ästhetische Strukturen. Die radikale Beschäftigung mit der „Realpräsenz“ der Kunst und die deutliche Trennung der „Szene“ von den politischen Aktivisten aus Kirche und Bürgerbewegung ist das Schlüsselmoment im Verständnis einer schwer deutbaren Situation, um die es hier geht.

Ich muß präzisieren: Natürlich kann Kunstgeschichte in diesem Fall nur noch als Individualgeschichte geschrieben werden und pauschalisierende Urteile vertiefen eher die Vorurteile, als daß sie zur Klärung der zwiespältigen Situation beitragen würden.

Ich will auch einschränken, daß es mir ferne liegt, ein Verantwortungsgefühl gegenüber der Form zu kritisieren und nur dem außerkünstlerischen Engagement das Wort zu reden.

Auch ist „die Szene“ kein einfach über einen Kamm zu scherendes Medium der Gleichförmigkeit gewesen, sondern ein vielfältiges, weitverzweigtes Netz unterschiedlichster Ansätze und Wirkrichtungen, welches aber nach den genannten Farben eines deutlich ästhetischen und eines mehr oder weniger nicht-ästhetischen Diskurses zu identifizieren ist.

Letztendlich haben wir es unter diesem Blickwinkel mit einer Debatte zu tun, die älter ist als die DDR und noch immer nicht ihren Abschluß gefunden hat. Im Gegenteil: es kommen immer neue Begriffe in die Diskussion und auch Gegenbegriffe ändern ihren Bedeutungszusammenhang.

Ich halte es für einen Fehler, Ästhetizismus und Engagement gegenüberzustellen und moralische Wertungen vorzunehmen. Mir selbst liegt viel an der Verbindung der Autonomie und Selbstbezüglichkeit von Kunst mit dem Politisch-Sozialen, aber nur die wenigsten Künstlerinnen und Künstler des Prenzlauer Bergs, des Leipziger Ostens oder der Dresdner Neustadt können in diesem Kontext gedeutet werden.

Der Prenzlauer Berg als Weltanschauung setzte deutlicher auf das Ignorieren des DDR-Systems als auf seine Aufweichung. Das Feuer, mit dem künstlerische Aktionen vorbereitet, Performances fernab der offiziellen Bühnen inszeniert, Bilder mit Pinselattacken gemalt wurden, brannte immer wieder mehr auf der Seite des Entzugs oder des expressiven Traumszenarios und höchst selten auf der Seite der direkten politischen Verteidigung der Menschenrechte.

Letztendlich muß sich hier die Frage nach der politischen Einflußnahme der Kunst gegenüber dem Gesellschaftlichen überhaupt stellen. Doch bekanntermaßen sind die Antworten der Künstlerinnen und Künstler hierauf so unterschiedlich, daß es den Rahmen dieser Veranstaltung sprengen würde, darauf ausführlich zu antworten. Und auch die wieder in Mode gekommene Aufforderung einer „political correctness“ wird mich nicht verleiten, diese oder

jene künstlerische Äußerung der „anderen DDR-Kultur“ von damals moralisch zu rehabilitieren.

Wir müssen uns zwar verabschieden von der Vorstellung, daß es einen autonomen Underground in der DDR gegeben hat, aber es wäre ein großer Fehler, der einen oder der anderen Richtung, Haltung oder stilistischen Entscheidung eine Qualität zuzuschreiben, die sie über andere mikrostrukturelle Ereignisse stellt.

DDR-Kultur ist nur komplex und in ihrem sehr diffizilen Kräftegleichgewicht begreifbar – und zu dieser Kräftepolarisation gehört auch das, was wir gemeinhin als „Staatskunst“ bezeichnen.

Ich möchte mir nicht anmaßen, das Werk von Wolfgang Matheuer und die reformerischen Ansätze des Leipziger Bürgers Matheuer vom Herbst 1989 mit der Idee „der Verhinderung von Schlimmerem“ aufzurechnen gegenüber dem malerischen Werk der Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley oder den künstlerischen Strategien von Real-Chaoten vom Schlage Hans Scheuerecker, Klaus Hähner-Springmühl oder etwa gegenüber der Spaßguerilla à la Wolfgang Krause-Zwieback und anderen über die Kunstszene hinaus auffällig Gewordenen.

Der „anderen Kultur“ kann man nur habhaft werden, wenn man anerkennt, daß man es hier mit einem permanent in Veränderung befindlichen Prozeß zu tun hat. Andernfalls, bei dem Versuch dieses „Andere“ auf Namen, Stile, Strömungen, strukturelle Entscheidungen einseitig festzumachen, muß selbst der Kenner interner Abläufe scheitern.

Da bisher weder eine Kunstgeschichte dieser „anderen Kultur“ geschrieben werden konnte (von einigen Anläufen wollen wir absehen), noch die Erfassung aller Daten und Ereignisse abgeschlossen ist, bewege auch ich mich hier auf Glatteis. Der Abschluß dieser Kapitel liegt also noch vor uns.

Wir wissen jetzt, daß diese „andere Kultur“ im Wesentlichen unter Treibhausbedingungen entwickelt und von allen Seiten akribisch begutachtet wurde. Deshalb ist sie aber weder besser noch schlechter als ihr Gegenüber. Deshalb ist sie auch nicht störrischer oder aufmüpfiger als der verordnete Rest. Zur Zeit ihres Bestehens war sie exotisch, innovativ in ihrem formalen Haushalt, bizarr in ihrer Selbstbezüglichkeit, hermetisch gegenüber den Uneingeweihten, eine Frischzellenkultur für das Staubgebäck der Gerontokratenperspektive in der DDR.

Sie provozierte Polizeieinsätze gegen Galerien und Wohnzimmerveranstaltungen und sie stabilisierte Gefühle, die dem kollektiven Zwang im Vormundschaftsstaat in die Quere liefen. Insofern hat sie viel bewirkt, Identitäten geprägt, „Welle gemacht“ und ist dem permanenten Stillstand des realsozialistischen Modells zuvorgekommen. Ob diese Sub-Szene auch „politisch korrekt“ gewesen ist, muß offen bleiben und wird nur von den selbsternannten Moralaposteln entschieden werden wollen.

Ich selbst habe sie als wichtige Herausforderung meiner eigenen Position in dieser Gesellschaft der Verkniffenheit empfunden und bin auch jetzt noch, wenn ich Werke von A.R. Penck, Hans Scheib, Hanns Schimansky, C.M.P. Schleime, Dagmar Demming, Thomas Florschuetz, Wolfram A. Scheffler, Via Lewandowsky (um nur ein paar Namen aus dem Kreis der vielen vielen „Anderen“ zu nennen) sehe, erstaunt über die „Maßgelungenheit“ ihrer Arbeiten, die bis heute nicht geringer geworden ist.

Der Streit um Wert oder Unwert der DDR-Kunst, so wie ihn die westdeutschen Kunstmesse-Stars gegen ostdeutsche Vorzeigeakrobaten 1990 führten, war ein gelungenes Medienspektakel, Klarheit über das Gefecht aus staatstragender Kunstleitung und der subjektiven Sinnestäuschung, im Widerstand gearbeitet zu haben, hat er nicht gebracht. Im Gegenteil, erneut wurden (...Liste rauf, Liste runter...) die Namen der Viererbande des „Sozialistischen Realismus“ (Sitte, Tübke, Mattheuer und Heisig) in die Diskussion geworfen, hin und wieder erhielt auch mal ein Nonkonformist die Chance, auf einer Illustriertenseite über seine Herzschmerzen zu berichten. Der Blick auf Aktuelles wurde vernebelt.

Mittlerweile kennt man die, die in den Charts bei Schokoladenkönig Ludwig oder Galeristen wie dem Berliner Brusberg geführt werden, samt Seilschaft zu den Versprengten aus dem ehemaligen Staatlichen Kunsthandel der DDR. Fragt sich nun, welcher DDR-Kunst sie in welchem Dezennium zuzuordnen sind. Denn mittlerweile muß auch dem bisher Uninformierten klar geworden sein, daß es den im Staatsgebiet der DDR festgebackenen Block gleichgeschalteter Kunst nie gegeben hat.

Kunsthistorische Literatur zum Sachgebiet ist rar, um so höher sind die Beiträge zu bewerten, die Günter Feist unter Mitarbeit von Eckhart Gillen („Kunstkombinat DDR-Daten und Zitate zur Kunst und Kunstpolitik der DDR 1945–1990“ Berlin 1990) und die Herausgeber Eckhart Gillen und Rainer Haarmann mit dem Kompendium „Kunst in der DDR“ (Köln 1990) erarbeitet haben.

In ihnen klingt an, daß es definitiv seit über einem Jahrzehnt eine „andere“ Kunst in der DDR gegeben hat. Sie ist natürlich namentlich zu belegen (nachzulesen in den genannten Nachschlagewerken), wichtiger aber ist der Hinweis auf ein weitverzweigtes Netz von Selbsthilfeprojekten und alternativen Unternehmungen, die auch nach dem Abgang wichtiger Impulsgeber nach dem Westen, nicht einschliefen.

Was seit dem legendären „Tangenten-Projekt“ (Leipzig 1976, welches verboten wurde) und der „Türen-Ausstellung“ (Dresden 1979) an Angstlosigkeit der jungen Generation und konzeptionellem Umdenken, ja stillschweiger Erweiterung des bisher in der DDR propagierten Kunstbegriffs zum Vorschein kam, brachte die Bürokraten des Künstlerverbandes und natürlich Künstlerfunktionäre in Rage. Ihre Opposition und der offen oder insgeheim organisierte

Widerstand von Dogmenhütern wie Joachim Arlt, Ingrid Beyer, Dietmar Eisold, Karl Max Kober, Ullrich Kuhirt, Peter Michel, Peter Pachnicke, Hans-Jürgen Papies, Hermann Peters, Hermann Raum, Ingrid Schulze, von den Parteikadern Horst Weiß, Dietmar Keller, Horst Kolodziej und Wolfram Seyfert, außerdem vom Künstlerverbandspräsidium um Willi Sitte und Claus Dietl gegen dieses Aufbegehren der Jungen ist die einzig nachweisbare Reaktion auf die Veränderungen innerhalb des Kunstgefüges der DDR.

Ganz gleich, ob Aktionen, Performances, Installationen, Body Art oder mediale Grenzüberschreitungen – stets standen die Verfechter des herkömmlichen Bildbegriffs (getarnt als „Sozialistischer Realismus“) und die Hardcore-Soz.Artisten auf der Barrikade.

Die Front gegen anti-lineares, anti-rationales und anti-autoritäres Denken war total, auch in der bildenden Kunst.

Viele Künstler waren gezwungen, eine Doppelrolle zu spielen. Mit ihrem wilden, z.T. melancholischen Expressionismus konnten sich anfangs die Verbandsstrategen nur schwer anfreunden, doch mit der Zeit (etwa um 1985) avancierte der Neo-Stil sogar zu einer Spielart der Staatskunst. Für aktionistische Konzepte oder intermediale Gemeinschaftsprojekte gab es dagegen keine Akzeptanz. Zu groß war die Angst vor solidarischen Aktionen der Künstlerschaft. Die Ablehnung dieser Strömungen der DDR-Kunst, die insbesondere in den achtziger Jahren deutlich werden, läßt sich also auch als eine Ablehnung prozessualer und Konzept-Kunst-Schemata erkennen.

Der Kulturkampf in der DDR unterband all jene Entwicklungen, die dem Illusionistischen und auf museale Bezüge Orientierten entgegenliefen, was nicht als „ordentlich gemaltes und gerahmtes“ Bild an die Wand gehängt oder als mit der Hand „sauber geformte“ Plastik auf den Sockel gestellt werden konnte, wurde offiziell wegen „Skizzenhaftigkeit“ nicht zugelassen.

Alle westdeutschen Händler und Institutionen, die vor der Maueröffnung mit dem DDR-Kunsthandel kollaborierten, waren ausschließlich am Zugelassenen interessiert und peinlich bemüht, ihre Partner nicht zu verärgern, so daß dadurch der restriktive Kunsthandel und seine Kunstverhältnisse in der DDR zementiert sowie ein Bekanntwerden ästhetischer Neuansätze unmöglich gemacht wurde.

Auch das gehört zum Kapitel der „anderen Kultur“. Ihre Veränderung, oder sagen wir sanfter, ihre Nichtbeachtung in der politischen Perspektive der Akzeptanz des Status quo fällt auch in die Mitverantwortung politischer Entscheidungsträger im Westen Deutschlands.

So wuchs der „Zellinnendruck“ in Abgeschiedenheit und entließ in die Gegenwart der DDR ein künstlerisches Potential, das nun mit Erstaunen zur Kenntnis genommen wird – oder (wie im Fall der Leipziger Galerie Eigen

& Art) sogar erhalten muß als leuchtendes Beispiel für den „Aufschwung Ost“.

Die deutsch-deutsche Kunstdebatte der letzten drei Jahre war insofern lediglich ein frustrierender Schlagabtausch, der zwar Volltreffer auf alten Hüten und im akademischen Muff landete, ansonsten aber realitätsfern noch ein bißchen Kaltes-Kriegs-Spiel betrieb.

Anstöße geben heute in erster Linie jene Künstlerinnen und Künstler, die in der Vergangenheit ihre Ideen bewußt nicht gegen die Kunstvorstellungen igno-ranter Zensoren entwickelten, sondern sich außerhalb des direkten staatlichen Einflußbereiches auf sich, auf ihren Freundeskreis konzentrierten und auf das für Viele wichtigste Thema der Kunst – die Kunst!

Unter dem Druck des kulturpolitischen Korsetts und seinem Kunst strangulierenden Abbildbegriff mußte diese Entscheidung zwangsläufig ein Votum für Kunst als politisches Subsystem einschließen. Denn offiziell wurde all das, was nicht für die Methode des „Sozialistischen Realismus“ votierte, gegen das Machtmonopol des Künstlerverbandes gerichtet gedeutet. So wurden unter dem Systemdruck permanent Feinde gezeugt, die doch nur einen eigenen und erträglichen Umgang mit der Welt im Ghetto der DDR-Verhältnisse suchten.

Eine Sonderrolle nimmt die Absolventengeneration der letzten Tage der DDR ein. Beispielsweise eine Gruppe wie die der „Autoperforationsartisten“ (der Selbstlöcherer) aus Dresden fiel bereits 1987 wegen ihres Hangs zur Revitalisierung des Brechreizes und anderer Begleiterscheinungen sozialistischer Dionysien aus dem Rahmen, wurde von der Parteipresse der DDR bewußt mißverstanden und ging dann sang- und klanglos auseinander als die anfänglich sich im Quartett steigernde künstlerische Intensität abzuebben begann und die politischen Verhältnisse im Sommer 1989 immer unerträglicher wurden. Als Einzelkämpfer durchstreifen sie derzeit die Kunstlandschaften zwischen Los Angeles und New York und versuchen, sich in Sicherheit zu bringen vor der sprunghaft gestiegenen Zahl von Ausstellungsangeboten und persönlichen Einladungen. Sie waren zu jung, um das Zuckerbrot-Peitsche-Spiel der Kunstverweser in Honeckers Staats auszukosten, wiederum aber reif genug, um eigene Konzepte zu entwickeln. Diese sind weder subkulturell noch staatstragend, sondern einfach radikal ästhetisch und insofern überall provozierend.

Und wir sollten nicht übersehen, daß Kunst Qualitäten zu entwickeln vermag, die überall, ganz gleich in welchem gesellschaftlichen System, Mechanismen eines kritischen, vielleicht sogar dissidenten Realismus in Gang setzen. Wobei das Reale in diesem Fall nicht das ist, was repräsentiert wird, sondern das, was die Repräsentation und die an ihr Interessierten verdrängen.

Gegenwärtig bereite ich eine Ausstellung zu diesem Thema unter dem Titel „Fontanelle, Kunst in (x) Zwischenfällen“ vor, die am 26. Juni im Potsdamer Kunstspeicher eröffnet wird und vielleicht die Möglichkeit der

Überprüfung des hier von mir Vorgetragenen anhand konkreter Kunst-Objekte bietet, fokussiert auf die Frage nach der Möglichkeit der „Politisierung von Ästhetik“.

Die Überschrift, die ich meinem Vortrag in der eben vorgetragenen Form nun geben möchte, lautet deshalb: „Zellinnendruck und Autoperforationsartistik – eine Absage an den Begriff der Subkultur in der DDR“.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Meine Damen und Herren, wir machen gleich weiter. Inzwischen ist Peter Böthig eingetroffen, unser nächster Vortragender. Er ist 1958 geboren, Literaturwissenschaftler und Essayist, gehört auch zu diesem Kreis von Leuten, über die uns die Begriffsbestimmung so schwer fällt, wie Christoph Tannert eben sehr eindringlich gezeigt hat. Böthig hat u. a. seinerzeit eine nichtoffizielle Literaturzeitschrift herausgegeben. Diese Zeitschriften waren u. a. ein Vorbild für die vielen nicht lizenzierten Blätter mit politischen Inhalten, die dann viel später kamen. Insofern gab es auch immer schon Einflüsse und Verbindungen zur oppositionellen Szene, aber wir werden dieses Thema nachher in der Diskussion sehr genau behandeln müssen. In diesem Jahr ist ein Buch herausgekommen, was ich Ihnen entgegen der üblichen Gewohnheit doch einmal zeigen will: „Machtspiele – Literatur und Staatssicherheit“, Herausgeber sind Peter Böthig und Klaus Michael. Das Buch paßt genau zu dem Thema, das wir diese beiden Tage behandeln und insbesondere natürlich auch zu dem, was in den achtziger Jahren geschehen ist. Ich bitte jetzt Peter Böthig ums Wort.

**Peter Böthig:** Ich muß mich erst einmal entschuldigen, daß ich aufgrund eines Unfalls nur ein wenig lädiert zu Ihnen sprechen kann. Ich habe daher auch keinen abgerundeten Vortrag vorbereitet und möchte mich, auch weil die Zeitvorgabe sehr eng war, auf einige Thesen konzentrieren zur alternativen Literatur mit dem Schwerpunkt der achtziger Jahre. Über alternative Literatur zu sprechen, setzt notgedrungen die Existenz einer „nativen“ Literatur voraus oder die Annahme einer „nativen“ Literatur, d. h. also wörtlich, einer „eingeborenen“ Literatur in der DDR. Und hier fangen die Fragen schon an. Gab es sie, gab es eine sozialismusinterne Literatur? Ich glaube, es gab sie. Es gab sie in verschiedenen Differenzierungen, auf verschiedenen Ebenen. Den einen Strang können wir getrost vergessen, eine akklamative Literatur der Namen, die wir vielleicht noch kennen, die aber zukünftig wahrscheinlich nur noch literaturhistorisch von Belang sein werden. Es gab sie, die Akrobaten der Anpassung, die ihre Ästhetik jeweils den aktuellen parteipolitischen und kulturpolitischen Bedürfnissen anzugleichen verstanden. Es gab darüber hinaus einen Strang, einen wesentlichen Strang einer – wenn auch nicht affirmativen – so doch vielleicht sozialismusinternen Literatur, das ist diese Literatur, die heute in den Debatten, in den Feuilletons so kontrovers diskutiert wird, mit Recht, eine Literatur, die neu zu bedenken, neu zu bewerten ist. Eine Literatur, die aber keinesfalls – und da befinde ich

mich im Gegensatz zu der gestern geäußerten Meinung von Siegmар Faust – keinesfalls einen großen Misthaufen darstellt. Es handelt sich vielmehr um eine heute mit der historischen Erfahrung des Scheiterns dieser Gesellschaft neu zu überdenkende, neu zu bewertende Literatur, die sich einer historischen Formation zu stellen versucht hat. Es gab und gibt daneben, es gab zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedener Intensität, einen Strang einer zurückgedrängten, ja z.T. verfolgten, einer nicht integrierten oder auch nicht integrierungswilligen, einer ausgegrenzten Literatur, die ich hier einmal eher als eine Art marginalisierte Literatur fassen will. Ich glaube, daß dieser Begriff eher zur Anwendung geeignet ist als der Begriff „alternative Literatur“.

Marginalisierung gab es in allen Kulturen. Es gibt immer Literaturen, die eher im Zentrum der Diskurse stehen und Literaturen, die am Rande stehen. Man denke nur an die Vagantenlyrik des Mittelalters oder an Rimbaud in Frankreich. Auch in der DDR gab es immer marginalisierte Literatur. Was ist aber spezifisch an der Situation in der DDR? Ich glaube, da sind vor allen Dingen zwei Punkte zu nennen. Einerseits das ausgesprochen starke ideologische Primat, unter dem von der Kulturpolitik aus Literatur betrachtet wurde. Darunter fällt auch die unglaubliche Überschätzung von Literatur, die wiederum ihre Tradition in der Arbeiterbewegung hat, in der traditionell ja das geschriebene Wort eine riesige Bedeutung besitzt. Da ist andererseits der gigantische Apparat der Steuerung, der Lenkung und der Überwachung von Literatur, die zur Marginalisierung einzelner Autoren oder Richtungen beigetragen hat. Wir sind ja heute in der seltenen Situation, dieses an den Akten, an den Materialien, überprüfen zu können, sowohl den Materialien der Staatssicherheit, bei denen so eine Art zweiter Text über diese Literatur gelagert ist, als auch den Akten in den Parteiarchiven. Letzteres ist eine Arbeit, die bislang gerade erst begonnen hat im Gegensatz zu der Aufarbeitung der Staatssicherheitsarchive, eine Arbeit, die aber wahrscheinlich mindestens genauso notwendig ist, da dort die Entscheidungen fielen.

Manfred Jäger hat gestern gesagt, daß der Zusammenbruch eines unwürdigen Systems noch keineswegs pauschal die Literatur, die in diesem System entstanden ist, diskreditiert. Ich möchte das ergänzen mit der Umkehrung, nämlich mit der Aussage, daß die Tatsache der Marginalisierung, der Unterdrückung, der Verfolgung noch nicht den ästhetischen Rang eines Textes, der Literatur eines Autors sichert. Dennoch glaube ich, ist es zumindest ein Akt nachholender Gerechtigkeit, sich heute verstärkt auch mit dieser Literatur auseinanderzusetzen und diese Literatur in den Mittelpunkt zu rücken. Es gab, glaube ich, in den achtziger Jahren, innerhalb dieser marginalisierten Literatur sehr heterogene Ansätze, auch sich widersprechende ästhetische Konzepte. Es gab die eher politisch orientierten oder operativ orientierten Autoren, die sich immer wieder auch einmischen wollten in die inneren Angelegenheiten der Verhältnisse. Es gab zu verschiedenen Zeiten eine Art ästhetische Opposition, also Autoren, die

an zurückgedrängte Traditionen, etwa der Avantgarde, anknüpfen, und an den Surrealismus, wie Adolf Endler meinetwegen, an die Romantik, meinetwegen wie Gressmann, oder an den Dadaismus dann in den achtziger Jahren. Es gab vor allen Dingen in den achtziger Jahren eine sich entwickelnde Richtung einer sprachkritischen Literatur. Das ist diese Literatur, die gegen Ende der achtziger Jahre für einiges Aufsehen gesorgt hat und die dann auch später unter dem Label „Prenzlauer Berg“ in die Diskussion geraten ist.

Neu an den achtziger Jahren im Gegensatz zu früheren Phasen in der DDR-Geschichte war, daß die Marginalisierung zumindest in der Lyrik fast eine gesamte Generation betraf. Nach dem letzten Versuch einer Integration der jungen Autoren, in die auch gestern schon erwähnte Fühmann-Anthologie, die in der Akademie der Künste, hier am Ort, erstellt werden sollte und die am Einspruch der Partei, also des ZK scheiterte, nach diesem letzten Versuch schien die DDR-Kulturbürokratie sich damit abgefunden zu haben, daß die junge Literatur nicht mehr integrationsfähig sei und nicht mehr im Verhältnis der postulierten sozialistischen Nationalliteratur eine Rolle spielen würde. Der Hintergrund dieser Entwicklung ist natürlich die Polarisierung in der Kunst und Kultur der DDR nach der Biermann-Ausweisung, der Exodus einer ganzen Reihe sehr wichtiger Autoren der mittleren Generation. Es fehlten damit auch Anknüpfungspunkte, Gesprächspartner für die nachwachsenden jungen Autoren. Es kamen dazu eine ganze Reihe von Desillusionierungen, etwa – ich nenne nur Stichworte – der Einmarsch in Afghanistan oder die Niederlage der Friedensbewegung am Anfang der achtziger Jahre, die dafür sorgten, daß eine große Zahl von Autoren gründlich desillusioniert in diesem Land lebten und Positionen versuchten zu entwickeln, die sich eben nicht mehr in ein konstruktives Verhältnis zu den politischen Bedingungen des Landes bringen ließ.

Ich will Ihnen ein Gedicht aus dem Anfang der achtziger Jahre, ein paar Zeilen daraus, vorlesen, die meiner Meinung nach diese Positionen ganz gut umreißen. Es heißt darin: „Ich weiß keine Weltanschauung, keine Fernfahrkarte oder weiteres Ding, worauf mehr als der Preis geschrieben steht. Ich habe außer meiner Sprache keine Mittel, meine Sprache zu verlassen.“

Die alternative Literatur oder marginalisierte Literatur in den achtziger Jahren läßt sich in verschiedenen Facetten beschreiben. Es gab, wie gesagt, einerseits die Autoren, die sich eher auf die Konfrontation einlassen und einließen, die immer wieder die Finger in die Wunden legten, auch da, wo es am meisten wehtat. Ein Beispiel ist, um nur einen Namen zu nennen, Lutz Rathenow. Themen wie Polizei, Gefängnis, Schule, Militär, also die tatsächlich brennenden und auch die widerlichsten Seiten wurden in dieser Literatur thematisiert. Um es auch plastisch zu machen, es gab auch die dadaistische Opposition in dieser Zeit. Ich kann es an einem Beispiel schildern, den „Psychotorten“ von Thomas Günther. Er verwendete Parteitagreden, schnitt

sie aus, klebte Sie auf ein Blatt im Kreis, so daß sich eine Spirale ergab und zerschnitt dann diesen Kreis, so daß sich Tortenstückchen ergaben, die einerseits noch das Parteitagsdeutsch, das Parteichinesisch erkennen ließen, andererseits vollkommen sinnlose Texte und Textfragmente ergaben. Diese Psychotorten versucht er dann, in Kneipen zu verkaufen. Das ist natürlich der blanke Dadaismus. Das zeugt aber von einer Herangehensweise an die politischen Realitäten, die sich an verschiedenen Beispielen in diesen achtziger Jahren zeigen ließe. Es gab natürlich zwischen diesen Strängen verschiedene Verbindungen, und es gab allerdings dann auch eine Differenzierung, die auch bis zur Opposition untereinander führen konnte.

Zum Thema Staatssicherheit: Wir haben darüber schon einiges gehört. Ich glaube, es ist wichtig, einen Umschlagpunkt in den achtziger Jahren zu bemerken und festzustellen. Es gab nach der Fühmann-Anthologie direkte Anweisungen des ZK, wie mit den Autoren umzugehen sei, ein differenziertes Programm von Einbindung einzelner Autoren in den Schriftstellerverband bis zur Überprüfung, ob strafrechtlich gegen sie vorgegangen werden kann. Es gab eine massive Überwachung in den achtziger Jahren. Fast alle Autoren, die in den unabhängigen Zeitschriften veröffentlichten, bekamen „operative Vorgänge“ oder „Personenkontrollen“. Am plastischsten ist es, wenn ich Ihnen kurz die Liste vorlese, sie ist kürzer, als die gestrige von Joachim Walther. Da sind z. B.: Gabriele Dietze – OPK Eule, Stefan Döring – OPK Ring, Elke Erb – OV Hydra, Jan Faktor – OV Doppelzüngler, Thomas Günther – OV Trio, Henryk Gericke – OPK Progreß, Egmont Hesse – OPK Schaden, Gabriele Kachold – OV Toxin, Uwe Kolbe – OV Poet, Leonhard Lorek – OPK Feder, Eckehard Maaß – OV Keller, Frank-Wolf Matthies – OV Wolf, Fritz-Hendrik Melle – OV Feder (in einer anderen Bezirksverwaltung), Detlef Opitz – OV Otter, Bert Papenfuß-Gorek – OPK Fuß, Gerd Poppe – OV Zirkel, Lutz Rathenow – OV Pegasus, OV Assistent, die Maler Ralf Kerbach, Helge Leiberg, C.M.P.Schleime – OV Grund, Dieter Schulze – OV Bummelant, Peter Böthig – OPK Schaden. Die Kontrolle, das kann man aus den Akten der Staatssicherheit erkennen, war ziemlich komplett. Die Staatssicherheit war informiert über nahezu alle Publikationen, über alle Aktivitäten, und den wesentlichen Anteil daran hatten die in den verschiedenen Szenen eingeschleusten oder arbeitenden IMs, wie Sascha Anderson und Rainer Schedlinski. Hinzu kam das Konzept dieser IMs, nämlich eine Entpolitisierung der Literatur. Man kann, glaube ich, überschauen, daß dieses Konzept einigermaßen aufgegangen ist, daß es Mitte der achtziger Jahre zu einer Entpolitisierung kam, was zugleich auch bewirkte, daß das Hauptaugenmerk der Staatssicherheit sich stärker auf die Bürgerbewegungen richtete, daß die Literatur ein wenig in den Hintergrund trat. Das hatte auch damit zu tun, daß sich seit Mitte der achtziger Jahre diese Bürgerbewegungen stärker institutionalisierten. Kontakte waren dennoch vorhanden. Es gab gelegentlich politische Aktivitäten. Ich sage

das nur, um dieses Label, das der Entpolitisierung, ein wenig abzuschwächen. Es gab politische Aktivitäten einzelner und auch in Gruppen und dann wurde auch jedesmal die Staatssicherheit aktiv, etwa als wir 1988 mit einigen Autoren einen Brief schrieben, nachdem es Zwischenfälle mit rechtsradikalen Skinhead-Gruppen gegeben hatte und die DDR zunächst geneigt war, diese Überfälle und diese rechtsradikalen Aktivitäten zu vertuschen. Später versuchte sie dann, diese Vorfälle zu instrumentalisieren als Keule gegen sämtliche nichtangepaßte Strömungen, wie unabhängige Bürgerrechtler, sog. selbsternannte Schriftsteller und rechtsradikale Fußballfans. Als wir diesen Brief schrieben, wurde die Staatssicherheit sofort aktiv und IM „Gerhard“ – Rainer Schedlinski – hat es auch vermocht, diese Aktivität einer erneuten Politisierung, etwa am Prenzlauer Berg, zu bremsen oder ins Leere laufen zu lassen.

Ich will mit einem PS schließen. Die Gedichtzeilen, die ich Ihnen vorgelesen habe, waren Gedichtzeilen von Sascha Anderson, der als IM „Menzer“ und „Müller“ und „Peters“ jahrelang sehr effektiv für die Staatssicherheit gearbeitet hat. Ich habe diese Zeilen mit Absicht gewählt, nicht um ihn zu rehabilitieren oder um etwas zu relativieren. Es gibt daran, glaube ich, nichts zu relativieren. Ich möchte vielmehr die Aufmerksamkeit auf einen Widerspruch hinlenken, der uns, glaube ich, beschäftigen muß bei der Aufarbeitung oder Bewältigung oder Beschäftigung mit der Vergangenheit auf dem Gebiet der Kunst und Kultur in der DDR. Ich meine jene inneren Widersprüche in den Biographien, jene Heterogenität des Agierens auf verschiedenen Ebenen, jene Brüche und Widersprüche, die sich durch einzelne Biographien, durch einzelne Texte, durch einzelne Werke ziehen. Vielen Dank.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Herzlichen Dank, Peter Böthig. Rockmusik ist sicherlich sehr schwer unter dem Begriff einer alternativen Kultur oder Musik zu fassen. Für manche ist es die einzige Musik und nicht eine alternative. Sie besteht ja auch nicht erst seit den achtziger Jahren, sondern mittlerweile nun über 30 Jahre oder mit den entsprechenden Vorläufern noch länger, aber neu ist sicherlich, daß es einen Rockprofessor gibt. Ich weiß nicht, ob es irgendwo an anderer Stelle schon einen gibt. Vielleicht können Sie das noch beantworten. Peter Wicke, 1951 geboren, ist inzwischen ein solcher. Er ist Direktor des Forschungszentrums „Populäre Musik“ an der Humboldt-Universität und wurde vor einigen Wochen zum Professor berufen. Er war viele Jahre in der DDR als Musikwissenschaftler tätig mit einer sehr starken Verbindung zur Rockszene. Er hat damals ein Buch über die Rockmusik geschrieben, was große Aufmerksamkeit erregt hat und auch noch zu DDR-Zeiten herausgegeben wurde. Ich bitte Peter Wicke um seinen Beitrag.

**Prof. Dr. Peter Wicke:** Der Blick auf die ebenso wechselvolle wie wider-

sprüchliche Geschichte der Popmusik im politischen und gesellschaftlichen Systemzusammenhang der DDR verlangt einige Vorbemerkungen.

Popularität und damit die Bindung an die kulturellen Interessen und Bedürfnisse des jugendlichen Publikums ist ein inhärentes Moment dieser Musik. Popularität aber läßt sich weder verordnen noch erzwingen. Der zumindest in seinen wesentlichen Umrissen im folgenden darzustellende administrative Aufwand im Umgang mit den populären Musikformen erlaubt damit nur sehr bedingt Rückschlüsse auf diese selbst. Die in Rede stehenden Kulturprozesse waren alles andere als das platte Abziehbild der sprachlich normierten Deklarationen der SED-Spitze.

Zweitens existieren Pop- und Rockmusik – und nur davon soll im folgenden die Rede sein, nicht also von der recht spezifischen Situation auf dem Jazzsektor oder von der Schlager- und Tanzmusikproduktion für die Hörergruppen jenseits des Jugendalters – in einem komplexen Wechselverhältnis von lokalen, nationalen und globalen Kulturzusammenhängen. Auch in der DDR dominierten auf diesem Gebiet zu allen Zeiten die über die Westmedien zugänglichen anglo-amerikanischen Produktionen und Trends; die DDR-Popmusik hatte ihren, aber begrenzten Platz. Die Musiker befanden sich so, von allen systemspezifischen Bedingungen ganz abgesehen, in einer mehrstelligen Abhängigkeitsrelation – abhängig von ihrem jugendlichen Publikum, das sich an den internationalen Entwicklungstrends orientierte, abhängig von einer Technologie, mit der die internationalen ästhetischen Standards gesetzt wurden und die außerhalb medialer Zusammenhänge nicht zu haben ist, abhängig von den Medien aber auch, weil ohne Medienerfolge Publikums-Akzeptanz in den lokalen Kulturzusammenhängen nur in Ausnahmefällen und auch dann nur sehr begrenzt möglich ist. Unter DDR-spezifischen Bedingungen bedeuteten solche in der Sache liegenden Abhängigkeitsrelationen eine ebenso komplizierte wie risikoreiche Gratwanderung zwischen den Ansprüchen Jugendlicher auf kulturelle und in Grenzen auch politische Selbstbestimmung und den Kontroll- und Instrumentalisierungsabsichten des SED-Apparates. Dem ist mit handlichen Schemata wie angepaßt und alternativ, staatsnah und staatsfern in keiner Weise beizukommen. Und schließlich eine letzte Vorbemerkung. Die Jugend war als „Kampfreserve der Partei“, um einen jener militanten Sprüche zu zitieren, der SED-Führung viel zu wichtig, um deren Musik den Kulturverwaltungen zu überlassen. Die politischen Fäden wurden in den Abteilungen Sicherheit, Jugend und Agitation des ZK gezogen. Es war somit kein homogener politisch-bürokratischer Apparat, der über den Kulturprozessen trohnte, sondern ein an unterschiedlichen, oft auch gegensätzlichen Prämissen ausgerichtetes Geflecht von Verwaltungen, Leitungsinstanzen und Kommissionen, nicht selten in einen geradezu erbärmlichen Kleinkrieg gegeneinander verstrickt und allenfalls durch eine weit verbreitete Inkompetenz in der Sache geeinigt.

Um zumindest an markanten Eckpunkten das Geschehen zu rekonstruieren, ist etwas weiter zurückzugreifen. Die erste Schicht der Grundlagen für den Umgang mit Popmusik in der DDR wurde nämlich bereits in den fünfziger Jahren gelegt. Es war der Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR, der sich schon auf seiner Gründungsversammlung im April 1951 des Themas bemächtigte. Daß auch namhafte Komponisten und Musikwissenschaftler mit der These antraten, daß nun die Stunde gekommen sei, aus der Unterhaltung endlich Kunst zu machen, mag man Tradition und Zeitgeist zurechnen. Daß aber schon damals ein rücksichtsloser Aktionismus entfaltet wurde, der kein politisches Argument, und sei es noch so grobschlächtig, ausließ, um es gegen jeden und alles zu wenden, was den ästhetischen Paradigmen der Gralshüter der Musik zuwider lief – zu einer Zeit, als innerhalb des SED-Apparates selbst derartige Fragen noch überhaupt kein Thema waren – bleibt unentschuldig. Elaborate wie das folgende, bezogen auf ein Stück afro-amerikanischen Bebop, haben eine ebenso kunstfremde wie militante Rhetorik hervorgebracht, auf die später nur allzu bereitwillig zurückgegriffen wurde: „Das ist eine Musik, die das Chaos darstellt, die das Chaos ist, die nicht nur Kriegsvorbereitung, sondern der Krieg ist. Das ist ein Versuch, den Krieg in die Hirne der Menschen einzuschmuggeln.“<sup>1</sup>

Die sich in solchen und ähnlichen Sentenzen schon 1951 formierende unheilige Allianz aus ästhetischen Ressentiments und politischem Verdikt hat die populären Musikformen bis 1989 begleitet. Daß sich das Mielke-Ministerium 1984 mit dem Punk-Rock beschäftigte, dem es „Züge der Entartung und Asozialität“ bescheinigte<sup>2</sup>, folgt der gleichen Linie. Je größer die ästhetischen Ressentiments, desto höher wurde die staatsgefährdende Wirkung von Popmusik veranschlagt, selbst wenn am Ende der gigantische Spitzelapparat wie im Falle des Punk gerade 900 Anhänger dieser Musik im ganzen Land ausmachte.<sup>3</sup>

Die Aktivitäten des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler, der seinen kulturpolitisch-konzeptionellen Führungsanspruch 1952 mit der Gründung der „Arbeitsgruppe Tanzmusik“ nachdrücklich geltend machte, mündeten in zwei, damals eher periphere, später sehr bedeutsam gewordene gesetzliche Regelungen. Die „Anordnung über die Befugnis zur Ausübung von Unterhaltungs- und Tanzmusik“ vom 27. März 1953 regelte in § 1, Absatz 1, daß „Personen, die ständig oder nicht ständig in Gaststätten oder bei sonstigen Veranstaltungen aller Art Tanz- oder Unterhaltungsmusik ausführen, . . . Berufsmusiker sein [müssen]“<sup>4</sup>. Dies war die Grundlage des Erlaubniswesens, die

1 Knepler, Georg, Musik, ein Instrument der Kriegsvorbereitung, in: Musik und Gesellschaft, 1951, Nr. 2, S. 25

2 vgl. die Angaben von Walter Süß, Mitarbeiter in der Abteilung Bildung und Forschung der Gauck-Behörde, in: Die Zeit Nr. 18, 30. April 1993, S. 40

3 ebd.

4 Anordnung über die Befugnis zur Ausübung von Unterhaltungs- und Tanzmusik, vom 27. März 1953, in: Zentralblatt DDR, Ausgabe B, Berlin 1953, (= Nr. 11) S. 137

zwar am 14. Januar 1957 in der entsprechenden Anordnung Nr. 2 flexibilisiert wurde und unter bestimmten Bedingungen auch Amateuren die Ausübung von Tanz- und Unterhaltungsmusik gestattete, dies aber von Zulassungskommissionen abhängig machte, die die berühmte „Musikerpappe“ ausreichten, formale Voraussetzung für das Musizieren in öffentlichen Räumen. Ursprünglich wohl tatsächlich nicht mehr als eine bürokratisch-administrative Regelung mit finanz- und steuerrechtlicher Bedeutung und zudem von dem Gedanken getragen, durch Kopplung des Musikerberufs an entsprechende Ausbildungsvoraussetzungen künstlerisches Niveau zu heben, wurde in den sechziger Jahren daraus ein überaus rigide gehandhabtes Repressionsinstrument.

Die zweite später sehr bedeutsam gewordene Regelung aus dieser Zeit war die Repertoirequotenregelung, die „Anordnung über die Programmgestaltung bei der Unterhaltungs- und Tanzmusik“ vom 2. Januar 1958, eine an sich nicht ungewöhnliche und auch in anderen Ländern praktizierte Schutzbestimmung mit einer Begrenzung des ausländischen Repertoireanteils auf maximal 40 %, die Ostblockländer ausgenommen. Auch diese sogenannte 60/40-Regelung sollte in ein und weidlich genutztes Repressionsinstrument umgewandelt werden, denn die im Veranstaltungsalltag zwar durchaus üblichen Abweichungen hiervon wurden im Einzelfall immer wieder als Verbotsvorwand benutzt. Den Agitationsapparat der SED hinderte die Repertoirequotenregelung keineswegs daran, ab 1985 dem Jugendsender „Jugendradio DT64“ eine schrittweise Erhöhung der 40-Prozent-Quote auf über 80 % anzuweisen, während zur gleichen Zeit mit diesem Hebel Diskjockeys die Lizenz entzogen wurde, weil deren Veranstaltungen als Versammlung von Mielkes berüchtigten „feindlich-negativen Kräften“ eingestuft worden waren.

Der damit angesprochene machtpolitische Pragmatismus hielt in den sechziger Jahren Einzug in den Umgang mit den populären Musikformen und sollte zum herausragenden Kennzeichen der Politik der SED auf diesem Feld werden. Was immer vor allem unter der Ägide des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler den populären Musikformen an Leitlinien, Richtlinien, Maßgaben, Maßstäben und Orientierungen verordnet worden war, im September 1963 fegte dies das Kommuniqué des Politbüros des ZK der SED zur Jugendpolitik unter der Überschrift „Der Jugend Vertrauen und Verantwortung“ vom Tisch. Mit dem Satz „Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands hat mit all denen, die unserer Jugend mißtrauen, nichts gemein“<sup>5</sup> wurde eine erstaunliche Öffnung eingeleitet, die zugleich den jugendpolitischen Anspruch auf alle Fragen der Entwicklung der Popmusik begründete. Der Komponistenverband hatte seine so eilfertig entwickelte konzeptionelle

5 „Der Jugend Vertrauen und Verantwortung“ – Kommuniqué des Politbüros des Zentralkomitees der SED zu Problemen der Jugend in der DDR, in: Der Jugend Vertrauen und Verantwortung beim umfassenden Aufbau des Sozialismus/Staatsrat der DDR, Berlin 1963 (Schriftenreihe des Staatsrates der DDR, 5/1963), 16

Zuständigkeit für dieses Gebiet für immer verloren. Dieses Jugendkommuniqué der SED, mit dem Ulbricht sich offenkundig nach dem Mauerbau der jungen Generation versichern wollte, da er wohl realistischerweise einschätzte, daß die älteren Generationen dieses Bauwerk nie verwinden würden, ebnete den Beatles den Weg auf die sozialistischen Plattenteller der VEB Deutsche Schallplatten, ließ den in ihrem Gefolge auch in der DDR entstandenen zahllosen Beatgruppen zunächst recht große Freiräume und befreite selbst die Ätherwellen von dem Zwangskorsett des Lipsi, einer sozialistischen Tanzmusikkreation, die 1959 auf der Lauchhammer Tanzmusikkonferenz des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler das Licht der Welt erblickt hatte und selbst geschickten Tänzern die Beine verknötete. Die Zahl der Beatgruppen erreichte schnell die Ausmaße wie anderswo auch; musiziert wurde hauptsächlich instrumental, was das Konfliktpotential mit der Staatsmacht niedrig hielt. Die FDJ stellte sich an die Spitze der Bewegung und organisierte Wettbewerbe der Gitarrengruppen, wie die DDR-Beatgruppen damals offiziell hießen.

Daß der von Ulbricht eingeschlagene Kurs sehr bald auf zunehmenden Widerstand in Teilen des Politbüros stieß, hatte sicher nicht allein mit den neuen Tönen in der Jugendpolitik zu tun. Fakt ist jedoch, daß dieses Feld benutzt wurde, um dem schwelenden Konflikt Ausdruck zu geben und ihn auszutragen. Im Parteiarchiv der SED aufgefundene Dokumente belegen,<sup>6</sup> daß Honecker in seiner Eigenschaft als Verantwortlicher für die Sicherheitsorgane bei der nun folgenden Entwicklung die Regie führte. Popmusik als Waffe im Machtkampf zwischen Teilen des Herrschaftsapparates der SED schien auf den ersten Blick zwar ein recht abwegiger Gedanke, doch die aufgefundenen Dokumente lassen ebensowenig eine andere Schlußfolgerung zu wie eine Reihe vergleichbarer Vorgänge in den siebziger Jahren, die sich dann allerdings gegen Honecker selbst richteten. Im Frühjahr 1965 begannen die Sicherheitsorgane unter Anleitung von Honecker eine regelrechte Wühl­tätigkeit gegen die jugendlichen Musiker und ihre Anhänger zu entfalten. Mit buchhalterischem Eifer wurde jedes auf dem Tanzsaal zu Bruch gegangene Bierglas registriert und einmal monatlich in peniblen Auflistungen dem Politbüro präsentiert. Die als „Gammertaxen“ berüchtigten Einsatzfahrzeuge der Volkspolizei sammelten selbst bei geringsten Anzeichen von Nonkonformität wie lange Haare, Schlaghosen oder „wildem Tanzen“ reihenweise Jugendliche ein, um sie „zur Überprüfung der Personalien“ den VP-Dienststellen „zuzuführen“. Im September/Oktober 1965 ist schließlich in der damaligen Hochburg der ostdeutschen Beatbewegung, in Leipzig, unter Anwendung der erwähnten „Anordnung über die Befugnis zur Ausübung von Unterhaltungs- und Tanzmusik“ ein flächendeckendes

6 vgl. M. Rauhut, Beat in der DDR 1964 bis 1972. Politische Koordinaten und alltägliche Dimensionen, Phil. Diss., Humboldt-Universität Berlin 1993

Verbot der Gitarrengruppen verfügt worden. Als am 31.10.1965 wohl erwartungsgemäß etwa 2500 Jugendliche ihrem Unmut in einer eher schüchternen Demonstration Luft zu machen suchten, liefen sie den bereitgehaltenen und mit äußerster Rücksichtslosigkeit vorgehenden Sicherheitsorganen direkt in die Arme. Diese Ereignisse waren insofern von sehr weitreichender Bedeutung für die Popmusikentwicklung in der DDR, weil das Provozieren jugendlichen Unmuts durch Willkürakte gegenüber ihrer Musik zu einem Standardrepertoire in der Führung diverser Stellvertreterkriege geworden ist. Ob auf lokaler oder zentraler Ebene, politische Differenzen sind immer wieder damit ausgetragen worden, daß die Schädlichkeit des eingeschlagenen Kurses an seinen vermeintlichen Wirkungen auf die Jugend und damit auf Ordnung und Sicherheit des Landes demonstriert wurde, die herbeizuführen oft schon ein unter fadenscheinigen Vorwänden abgebrochenes Rock-Konzert ausreichte. 1975/76 lief unter der Regie des ersten Sekretärs der SED-Bezirksleitung Berlin eine ähnliche Kampagne gegen den Liberalisierungskurs Honeckers, die viele Musiker, darunter einige der populärsten jener Jahre, außer Landes trieb.

1965 führten die angesprochenen Ereignisse zu einem radikalen Kurswechsel, der auf dem berüchtigten 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 seinen Niederschlag fand. Daß auf einer Kultur und Ideologie gewidmeten Tagung des ZK mit Honecker der Sicherheitsverantwortliche den Bericht des Politbüros gab, hatte eine weitreichende symbolische Bedeutung. Fortan nämlich gaben die Sicherheitsorgane die ästhetischen Maßstäbe vor. „Harte Rhythmen“ waren noch lange Zeit eine staatsgefährdende Übung, selbst als die Rockmusik schon auf breiter Basis gefördert wurde. Da fiel in den siebziger Jahren der Blues unter Verdikt, weil das Publikum der Bluesmusiker als „feindlich-negativ“ eingestuft worden war. Das gleiche Schicksal teilten New Wave, Punk und Breakdance. Lange Haare hatte Mielkes Apparat als Ausdruck einer „feindlich-negativen“ Haltung ausgemacht, so daß noch Mitte der siebziger Jahre Rockmusiker bei Fernsehaufzeichnungen ihre Mähnen kunstvoll unter Haarnetzen verbergen mußten.

Doch konnten die Signale von hier auch Gegenteiliges bewirken. Ende der sechziger Jahre ist das Konfliktpotential auf dem Beat- und Jugendsektor als so bedrohlich eingeschätzt worden, daß ein erneuter Kurswechsel eingefordert wurde. Hintergrund dafür war die Tatsache, daß ungeachtet aller Repressionen, die sich nach dem 11. Plenum noch erheblich verschärften, die jugendliche Begeisterung für die Beatmusik nicht zu bremsen war. Jede mit Verbot belegte Gruppe erstand nach Auflösung durch Neugründungen ihrer ehemaligen Mitglieder gleich vier- oder fünffach wieder neu. Ende 1969 übernahm die Abteilung Agitation im ZK der SED die Initiative und startete eine konzertierte Aktion von Produzenten, Autoren, Komponisten und Musikern im Rundfunk der DDR, die unter dem Motto „Aktion Rhythmus“ eine „jugendgemäße Tanz-

musik“ hervorbringen sollte. Dahinter vollzog sich die de-facto-Anerkennung von Beat- und Rockmusik, sofern denn deutsch gesungen wurde und bei den öffentlichen Bilanzveranstaltungen die Mähnen unter Haarnetzen verschwanden. Wenn es sich denn nicht verhindern läßt, so läßt es sich vielleicht doch instrumentalisieren, lautete ganz offenkundig das Credo der Initiatoren. Tanzmusik, das blieb die offizielle Sprachregelung im Apparat, durfte nun die als real erkannten kulturellen Bedürfnisse Jugendlicher befriedigen, sollte gleichzeitig aber auch zur „Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten“ und zur Verbreitung der „Ideen und Werte des Sozialismus“ beitragen. Was das meinte, wurde ein letztes Mal auf der Tanzmusikkonferenz des Ministeriums für Kultur im November 1972 zu formulieren versucht und auf die abstrakte Formel vom „Boden der sozialistischen Gesellschaftsordnung“ gebracht, auf dem irgendwie alles zu stehen habe, um toleriert werden zu können. Danach ist darauf verzichtet worden, dem Pragmatismus noch irgendeine kulturpolitisch-konzeptionelle Legitimation zu verpassen. Flankiert durch die Aktion „Jugendtanzmusik“ des Zentralrats der FDJ, die den Amateurbereich bestellte, bildete sich bis 1973 das später dann nur noch unwesentlich modifizierte System der bürokratischen Umklammerung aller popmusikalischen Entwicklungen in der DDR heraus. In sämtlichen administrativen Gliederungen von der Zentrale bis zu den Kreisen und Städten, im Jugendverband, in der Gewerkschaft, bei den Abteilungen Kultur der staatlichen Organe entstanden nun in Form von Kommissionen, Arbeitsgruppen oder eigens eingerichteten Mitarbeiterstellen Zuständigkeiten für die musikalischen Belange der Jugend. Gleich mehrere zentrale Arbeitsgruppen zur Koordinierung aller Aktivitäten, die Arbeitsgruppe Tanzmusik beim Ministerium für Kultur, die Arbeitsgruppe Tanzmusik beim Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler, die Zentrale Arbeitsgruppe Tanzmusik beim Zentralhaus für Kulturarbeit, die Arbeitsgruppe Jugendtanzmusik beim Zentralrat der FDJ, die Arbeitsgruppe Tanzmusik beim Bundesvorstand des FDGB, die Koordinierungsgruppe der Aktion „Rhythmus“ beim Staatlichen Komitee für Rundfunk, koordinierten sich in der Hauptsache gegenseitig. Die gleiche Struktur reproduzierte sich noch einmal auf Bezirks- und Kreisebene. Zur Koordinierung all dieser Koordinierungen – die Formulierung ist keineswegs überhöht, sondern bezieht sich auf die Arbeitsrichtlinien all dieser Gremien – wurde 1973 das Komitee für Unterhaltungskunst beim Ministerium für Kultur gegründet, 1977 umgestaltet und in eine eigenständige Behörde umgewandelt, die verbandsähnliche Züge annahm und für alle populären Kunstgenres zuständig war. In Leistungsschauen, Interpretationswettbewerben, Leistungsvergleichen und Werkstattwochen auf Kreis-, Bezirks- und Zentraler Ebene entäußerte sich der Apparat. Es wurde gefördert, entwickelt, behindert, geregelt, zensiert, genehmigt, reglementiert, geleitet und eingeschätzt; dazwischen funkte es gelegentlich aus den Gefilden des Politbüros in Sachen Sicherheit, Jugendpolitik und Agitation oder Margot Honeckers Volksbildungsministerium ließ sich hören, um ebenfalls seine

Zuständigkeit für die musikalischen Belange der Jugend zu reklamieren. Die allgemeine Mangelwirtschaft tat das ihre, um Musiker in allen Belangen ihres Daseins, von der Sprit- und Fahrzeugzuweisung, über die Erteilung von Druckgenehmigungen für Poster, die Papierzuweisung hierfür, über den notwendigen Telefonanschluß bis hin zur Regelung von Wohnungsfragen, über Reisefragen gar nicht zu reden, von einer ausufernden Genehmigungsbürokratie abhängig zu machen.

Dabei sollte die gestanzte Rhetorik des bürokratischen Diskurses, der in den Instanzen obwaltete, nicht darüber hinwegtäuschen, daß die immer wieder beschworene Einheit und Geschlossenheit der Partei, ihre Einheitlichkeit im politischen Handeln eine reine Fiktion war. Da wurden unter der Verantwortung des Ministers für Kultur auf dem AMIGA-Label des VEB Deutsche Schallplatte Produktionen veröffentlicht, für die noch vor ihrer Veröffentlichung ein Sendeverbot von der Abteilung Agitation im ZK an die Medien erging. Was die eine Instanz tolerierte oder sogar förderte, konnte von der nächsten behindert oder auch offen boykottiert werden. Abstruse Lächerlichkeiten wie Haarlänge oder Haarfarbe mündeten ebenso in erbitterte Grabenkriege wie geschmäckerliche Willkür oder die immer wieder beschworene Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Die Koordinierungswut, die in der Einrichtung immer neuer Kommissionen, Arbeitsgruppen und Leitungsgremien mündete, zeugt von der wachsenden Unbeherrschbarkeit des Ganzen.

Das Bild wäre mehr als unvollständig, nähme man diese Skizze des bürokratisch-administrativen Systemszusammenhangs für die kulturelle Wirklichkeit in der DDR. Die Jugendlichen waren trotz aller Reglementierungen keineswegs die passiven Bewohner eines Kulturgefängnisses, dafür sorgte schon die ungehinderte Präsenz der Medien der Bundesrepublik, sondern sie spielten als Musiker wie Publikum eine aktive Rolle, die von kultureller und in Grenzen auch von politischer Selbstbehauptung geprägt war. Das gilt übrigens auch für einen Teil der Mitarbeiter in den ausufernden Verwaltungen und Instanzen, in den Medien und Behörden. Nicht alle funktionierten als Vollstrecker des Apparates, sondern so mancher bemühte sich in zähem Taktieren tatsächlich um eine Erweiterung von Freiräumen.

So haben schon in den sechziger Jahren die massiven Repressionen gegen die Beatmusik nichts wirklich am Lauf der Dinge geändert. Die Jugendlichen entwickelten vielmehr ein ganzes Repertoire von Selbstbehauptungsstrategien, das sie den Apparaten ebenso selbstbewußt wie wirksam entgegensetzten. Zu der wirksamsten dieser Strategien gehörte die formale Anpassung, um Repressionsmaßnahmen nach Möglichkeit ins Leere laufen zu lassen. Ganze Musikersgenerationen haben sich beispielsweise eigens für die Zulassungskommissionen ein sozialistisches Scheinrepertoire draufgedrückt, um möglichst unbehelligt an die unerläßliche Spielerlaubnis zu kommen. Auch das jugendliche Publikum entdeckte immer wieder neue Freiräume, um seiner

Musikleidenschaft zu frönen, wobei sich oft ein regelrechtes Katz- und Maus-Spiel mit den Behörden entwickelte, geschickt deren bürokratische Schwerfälligkeit nutzend. Ein flexibles informelles soziales Kommunikationssystem ermöglichte auch eine kurzfristige Ortsverlegung von Veranstaltungen, wenn sich eine Konfrontation mit der Staatsmacht anbahnte. Jeder in der Szene wußte, was wann, wo und mit wem im Land stattfand, auch ohne öffentliche Ankündigung. Das Geflecht von Klubs, Kulturhäusern und Freilichtspielstätten war zudem durch Schwerpunktsetzungen – die zentralgeleiteten Kulturhäuser, die Kreiskulturhäuser als kulturelle Zentren in den Kreisen sowie die zwar staatlichen, aber von der FDJ geleiteten FDJ-Jugendklubs – faktisch unüberschaubar gemacht worden, denn nur diese Schwerpunkte befanden sich ständig im Visier der Apparate. Die Mehrheit der Spielstätten existierte jedoch jenseits dieser infrastrukturellen Knotenpunkte und dort unter sehr diffusen Zuständigkeiten – von der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, dem Kulturbund, über die Gewerkschaft, bis hin zu den Betrieben. Zudem war die haushaltsrechtliche Zuordnung zu Gewerkschaft, Betrieben oder den Räten der Kreise nicht notwendigerweise auch mit einer politischen Zuständigkeit für die inhaltliche Arbeit verbunden. Damit tat sich ein weites Feld auf, das von den Gängeleien und Repressionen zwar immer wieder punktuell, selten aber flächendeckend betroffen war. Ging zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Stellen gar nichts mehr, zog die Szene in die geschützte Öffentlichkeit der Kirchen – die Bluesmessen in den siebziger Jahren, die Punk-Konzerte in den achtziger Jahren –, um irgendwann in dem unüberschaubaren Netz von kultureller Infrastruktur, zumeist irgendwo fernab in der Provinz, wieder aufzutauchen. Zwischen der offiziellen und der subkulturellen Existenzform dieser Prozesse bestand eine in jeder Hinsicht fließende Grenze.

Zu den Selbstbehauptungsstrategien gehörte es auch, Konflikte zwischen den vielfältigen Instanzen und deren Schwachstellen auszunutzen. So fanden in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Auftritte der Beatgruppen häufig in Dorfgaststätten an der Peripherie der Städte oder direkt auf dem Lande statt, weil die zuständigen Lokalbehörden hier im Unterschied zu den städtischen Schwerpunktregionen mit Reaktionen völlig überfordert waren. Die Entwicklung von Jugendkultur und Rockmusik ist in der DDR von einem untrüglichen Instinkt für die Schwächen des Apparates gekennzeichnet gewesen. Scheinwohnsitze von Bands und Musikern in Berlin, um hier die Lücken im Kompetenzgewirr zwischen den zentralen und lokalen Behörden zu nutzen, gehören ebenso hierher wie die sich herausbildende stillschweigende Übereinkunft zwischen Bands und Publikum, die Instrumentalisierungsabsichten des Apparates dadurch zu unterlaufen, daß der Rahmen einschließlich der wohl dosierten Förderung und dazu gehörender Kompromisse angenommen worden ist, darin dann aber gemeinsam dennoch eine ganz andere kulturelle Wirklichkeit produziert wurde als intendiert. Kennzeichnend dafür etwa war,

daß der moralisierende Tenor nicht weniger DDR-Rockproduktionen bei der Live-Aufführung buchstäblich weggespielt oder weggetanzt wurde, in der entfesselten Klangsinnlichkeit schlichtweg unterging. Ohnehin gehörte das Unterlaufen der Zensurabsichten durch eine metaphernreiche und bildhafte Sprache in den Songtexten oder durch deren musikalische Umsetzung – Texte waren immer in geschriebener Form zur Bestätigung einzureichen, sinnverwandelnde Schwerpunktsetzungen in der Vertonung entzogen sich der Kontrolle – zu den unerläßlichen Fähigkeiten eines Musikers.

Ein Ausdruck der kulturellen Selbsthauptungsstrategien Jugendlicher war auch die immer wieder erfolgte allmähliche Umwandlung öffentlicher Räume – oft direkt unter den Augen der Kulturverwaltungen – durch die Macht des Faktischen in landesweite Szenetreffs jugendlicher Gruppenkulturen, wie sie sich mit Blues, Heavy Metal, Punk, New Wave, Hip-Hop, im Süden der DDR sogar mit Country & Western im originalen Cowboy-Outfit verbanden. Die kulturelle Infrastruktur war von einer informellen durchzogen, die der Staatsmacht sehr geschickt auswich, zumal die Tips auf anstehende Kontrollen oder heraufziehenden Ärger in der Regel von wohlwollenden Mitarbeitern aus den Apparaten selbst kamen oder aber dort dem Bedürfnis entsprangen, von der Zentrale möglichst unbehelligt zu bleiben.

So pegelte sich im Verlauf der Entwicklung eine Art Patt-Situation ein, die durch ein hohes Maß an Inkompetenz seitens der Kulturverwaltungen befördert wurde. Ideologiebedingte Wahrnehmungsschranken schlossen das Anerkennen kultureller Differenzierungsprozesse unter der Jugend kategorisch aus. Um die genannten Entwicklungen auch nur wahrzunehmen, hätte es jedoch einer Differenzierungsfähigkeit bedurft. Wenn überhaupt, dann kamen Differenzierungskriterien jedoch von außen, statt aus der Analyse der kulturellen Situation gewonnen zu werden. Als sich das Mielke-Ministerium 1984 mit dem Punkt zu beschäftigen begann, reagierte es nicht etwa auf wahrnehmbare Entwicklungen im Lande, die gab es zu diesem Zeitpunkt nämlich noch gar nicht, sondern auf eine wenige Wochen zuvor erfolgte Veröffentlichung im Spiegel über die Erscheinungsformen dieser Jugendkultur in der Bundesrepublik. Die ausgespähten Einflüsse waren lächerlich geringfügig, aber der Apparat war um eine Kategorie reicher, unter der zukünftig „negative“ Entwicklungen verbucht werden konnten. Dessen ungeachtet traten bis 1989 Funktionäre in der Öffentlichkeit auf, die den Begriff noch immer nicht auszusprechen gelernt hatten, beflissen gegen den „westlichen Punk“ wetterten, ohne zu bemerken, daß selbiger inzwischen direkt unter ihrer Nase stattfand, weil sie nicht die geringste Ahnung hatten, wovon sie da redeten.

So wendete sich das ideologiezentrierte Kunstverständnis, mit dem auch in diesem Bereich operiert wurde, gegen seine Urheber selbst. An den kulturellen Differenzierungsprozessen wurde damit ebenso vorbeiverwaltet wie die Fixierung auf die ideologische Reinheit der textlichen Botschaften den

Blick dafür verstellte, daß unter der Hand die Kontrolle über die kulturellen Produktionsmittel verlorenging. Das nach und nach entstandene Netz privater Tonstudios versorgte am Schluß nicht nur die Medien – 1988 kamen bereits 80 Prozent der Neuveröffentlichungen aus privaten Musikerstudios – sondern auch eine alternative Öffentlichkeit in Form des Selbstvertriebs von Musikkassetten. Das unüberschaubare Reglementierungsinstrumentarium war auf Ideologie und Sicherheit ausgerichtet, für derartige Entwicklungen fehlten Regelungen und Zuständigkeiten, ökonomische Zwänge engten den Handlungsspielraum zusätzlich ein.

Am Ende trug die Situation dann alle Züge einer Groteske. Die Medien führten unter der Leitung der Agitationsabteilung im ZK den ideologischen Feldzug mit genau derjenigen Westmusik, die sie aus den „Herzen und Hirnen“ der Jugend verdrängen sollten. Die FDJ verpulverte die knappen Staatsdevisen, um mit großen internationalen Stars wie Bob Dylan, Joe Cocker und Bruce Springsteen den Jugendlichen genau das vorzuführen, was sie mit großem Aufwand im Lande zu verhindern versucht hatte. Die Kulturverwaltungen rotierten in Höchstgeschwindigkeit um die eigene Achse, weil eine inzwischen herangewachsene junge Generation von Musikern sich nicht mehr darum scherte, was irgendwo an Maßgaben erging, und das auch nicht brauchte, konnte sie in den privaten Studios ihre Musik doch allemal realisieren. Die DDR-Jugend dagegen berührte das alles kaum noch. Sie hatte sich zu großen Teilen zu diesem Zeitpunkt längst aus der DDR verabschiedet, auch wenn es noch bis zum Sommer 1989 dauerte, daß aus diesem Abschied Wirklichkeit wurde.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Herzlichen Dank, Peter Wicke. Ich muß mich jetzt vergewissern, ob die vier, die noch angekündigt sind, inzwischen eingetroffen sind, also Helga Schubert, Lutz Rathenow, Toni Krahl und Wolfgang Herzberg. Toni Krahl und Wolfgang Herzberg sind da. Wir haben trotzdem ein Problem. Wir wollten natürlich nicht ohne die beiden anfangen, die jetzt noch fehlen. Wahrscheinlich ist ihnen nicht übermittelt worden, daß wir etwas eher zu diesem Tagesordnungspunkt kommen werden. Ich möchte deshalb vorschlagen, bis 12.00 Uhr eine Pause zu machen und dann mit der Diskussion anzufangen. (Pause)

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Meine Damen und Herren, wie angekündigt, wollen wir jetzt die Diskussion gemeinsam mit denjenigen führen, die noch hinzugekommen sind und jeweils ihre Eingangsstatements von unterschiedlicher Länge abgeben werden. Wir haben uns allerdings darauf geeinigt, daß im Durchschnitt alle vier, die jetzt noch sprechen werden, etwa zehn Minuten Zeit haben werden. In der darauf folgenden Runde werden wir dann eine gemeinsame Diskussion im Podium haben und anschließend können die Mitglieder der Enquete-Kommission Fragen und Meinungsäußerungen im dritten Teil vorbringen.

Es ist schade, daß nicht alle, die jetzt im Podium dazugekommen sind, die Vorträge hier in ihrer Gesamtheit gehört haben. Ich denke dennoch, daß diese Themen, die eben behandelt wurden, und das Thema „Anpassung und Widerstand in den achtziger Jahren“ unmittelbar zusammengehören und daß man deshalb auch die Diskussion darüber gemeinsam führen sollte.

Ich möchte noch einmal an den gestrigen Tag erinnern. Da wurde dieser Einschnitt 1976 sehr hervorgehoben, z. B. von Frank Beyer, der davon sprach, daß die kulturelle Szene der DDR in zwei Teile zerfallen wäre, die nie wieder zusammengewachsen sind, oder von Jurek Becker, der sagte, 1976 wäre der Bruch vollzogen worden. Nun denke ich, daß solche Aussagen immer sehr viel mit den persönlichen Biographien zu tun haben, wie man das damals empfunden hat. Für viele war es tatsächlich der endgültige Bruch, andere haben die DDR noch weitere dreizehn Jahre erlebt, haben wieder versucht, Strukturen zu entwickeln, sich zu wehren oder u.U. sich auch zurückzuziehen in die so vielbeschworene Ästhetikdebatte. Wir haben aber eben gehört, daß das so einfach und pauschal mit diesen Erklärungen auch nicht gewesen ist. Ich glaube, die Vorträge haben eben sehr deutlich gemacht, wie vielschichtig tatsächlich die Probleme sind.

Eins ist sicherlich richtig, 1976 war ein Jahr, wo für viele die Illusionen zu Ende waren, das trifft zumindest für eine ganze Generation von Schriftstellern und Künstlern zu. Die achtziger Jahre sind dann doch erheblich anders verlaufen als das, was wir vorher kannten, aber auch nicht von Anfang an. Ich habe jedenfalls so eine strikte Trennung von alternativer oder anderer Kultur oder Subkultur oder wie auch immer die Begriffe gewählt werden können, und der politischen oder Oppositionsszene nicht empfunden. So strikt war diese Trennung nicht, zumindest nicht in der ersten Hälfte der achtziger Jahre. Es hat ja Ende der siebziger Jahre noch eine ganze Reihe von Versuchen gegeben, die Öffentlichkeit für diese andere Kultur zu erobern. Zwei von jenen, die hier sitzen, nämlich Helga Schubert und Wolfgang Herzberg, habe ich das erste Mal etwa 1976 erlebt in einer Veranstaltung namens „Kramladen“, die von Bettina Wegner in Berlin-Weißensee moderiert wurde. Diese Veranstaltung sollte ein Podium sein für das, was nicht Staatskultur war, was auch nicht unbedingt gleich bedeutete, daß es Oppositions- oder auch nur subversive Literatur oder Kunst war. Diese Versuche wurden dann sehr gewaltsam beendet. Es wurden schwarze Listen über Leute angelegt, die nicht mehr in entsprechenden Veranstaltungen, z. B. in Clubhäusern, auftreten durften. Die Paranoia der DDR-Führung nahm zu. Wir sehen das sehr anschaulich an den uns bisher vorliegenden Stasi-Akten.

Eine solch strikte Trennung habe ich also in diesen frühen achtziger Jahren nicht erlebt. Es war allerdings eine andere Generation von Schriftstellern und Künstlern, die dort auf uns zukam. Es waren Leute, denen man abtritt, überhaupt Schriftsteller zu sein. Man erinnere sich z. B. daran, daß versucht

wurde, ein Gesetz zum Schutz der Berufsbezeichnung „Schriftsteller“ vorzubereiten. Das war so ähnlich wie Peter Wicke vorhin in der Musik dargestellt hat, als nur Musiker zugelassen werden sollten, die einen entsprechenden Erlaubnisschein hatten. Viele Autoren und Künstler haben in Bereichen weit außerhalb der offiziellen Kunst gearbeitet und ihre Sachen weitergemacht. Ich denke an Arbeiten als Haushandwerker wie Gert Neumann, als Heizer wie Wolfgang Hilbig oder an Leute, die als Pförtner gearbeitet haben oder auf Friedhöfen. Es gab ja den bekannten Satz, daß das intellektuelle Niveau der Friedhofsarbeiter zu bestimmten Zeiten der DDR höher war als in der Akademie der Wissenschaften.

Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß, wie vorhin gesagt wurde, die Niederlage der Friedensbewegung in den frühen achtziger Jahren das Ihrige zur Desillusionierung getan hat. Das wäre zu überprüfen. Ich denke, wir werden in der Diskussion nachher sehr genau darüber sprechen müssen, wie die Desillusionierung, wenn es sie denn gegeben hat, in den achtziger Jahren voranschritt. Wir werden auch darüber sprechen müssen, wie äußere politische Einflüsse gewirkt haben, wie Solidarnosc gewirkt hat, wovon wir gestern noch gar nicht sprachen, wir sprachen über den Prager Frühling und waren – wie gesagt – bis zur Biermann-Ausbürgerung gekommen. Ich denke, die Ereignisse in Polen waren sehr entscheidend. Sie haben auch ihre Ausstrahlung gehabt auf Schriftsteller und Künstler, insbesondere wegen der durchaus anderen Haltung, die dort Schriftsteller und Künstler im Rahmen der politischen Entwicklungen in Ost- und Mitteleuropa eingenommen haben. Namen wie Zbigniew Herbert mögen dafür stehen oder Andrzej Wajda, der in die Internierungslager ging, obwohl er es nicht nötig gehabt hätte, nachdem sie in Polen errichtet worden waren.

Wenn ich jetzt von denjenigen ganz kurz sprechen darf, die sich eher der Opposition zurechneten, so haben wir oft bedauert, daß es vergleichbare Menschen in der Kunst und Literatur der DDR nicht gegeben hat, wie beispielsweise Vaclav Havel in Prag oder wie György Konrad in Budapest oder eben die erwähnten Polen. Aber es hat andere gegeben, es hat Lesungen in Wohnungen gegeben, Lesungen und Ausstellungen in kirchlichen Räumen, und ich glaube, auch die vorhin von mir schon einmal erwähnte Zeitschriftenkultur, also die Herstellung von nichtlizensierten Kunst-, Literatur- und schließlich auch politischen Zeitschriften im Selbstverlag mit kleinen Auflagen, hat durchaus gezeigt, daß es da eine bestimmte Nähe zur Opposition und mindestens vergleichbare Formen in manchen Bereichen gegeben hat.

Ich möchte Ihnen jetzt nicht weiter unsere Gesprächspartner vorenthalten, damit sie auch wirklich ausreichend zu Wort kommen. Ich stelle sie ganz kurz vor. In Ermangelung entsprechender vorbereiteter Biographien sage ich das, was ich weiß. Unsere Gesprächspartner können das ja selber ergänzen. Helga Schubert ist ein Doppeltalent, sie ist als Psychologin ausgebildet,

hat viele Jahre als Psychotherapeutin gearbeitet und parallel dazu in den siebziger Jahren angefangen, Kurzgeschichten, Erzählungen zu schreiben. Ich kenne jetzt nicht ihre allerletzten Arbeiten, aber eine wichtige Sache ist ein Buch, was sie 1990 herausgegeben hat. Es handelt sich um Fallbeispiele von Denunziantinnen im Dritten Reich. Das Buch heißt „Judasfrauen“. Wir wollen zwar jetzt hier keinen Streit führen, inwieweit die Ereignisse im Dritten Reich und in der DDR unmittelbar vergleichbar sind. Ich glaube aber, daß das Thema im Sinne unseres Vorhabens der Aufarbeitung, der Beschäftigung mit der DDR-Geschichte ist, auch ein Ansatzpunkt, über den nachzudenken sich lohnt.

Neben ihr sitzt Toni Krahl, Rockmusiker aus Berlin, Jahrgang 1949. Er ist als Sänger der Gruppe „City“ bekanntgeworden, mit Goldenen Schallplatten versehen. Ein besonderes Merkmal dieser Gruppe ist wohl gewesen, daß sie, verglichen mit anderen, sehr frühzeitig auf Reisen gehen konnte, als es in der DDR für die meisten solche Reisemöglichkeiten nicht gab. 1989 gab es dann Berührungspunkte auch zur Szene der Bürgerbewegung, auch das möchte ich nicht unerwähnt lassen. Am 18.9.1989 gab es eine Resolution der Rockmusiker, ausgelöst von der Fluchtwelle, von den Ereignissen in der DDR, der Gründung des Neuen Forums und anderen Ereignissen dieser Zeit. An dieser Resolution hatte auch Toni Krahl großen Anteil. Ich erinnere auch an das Benefizkonzert, was kurz darauf im Oktober in Berlin in der Erlöserkirche stattfand. Die Rockmusiker traten in einem Konzert gegen Gewalt auf – unmittelbar vor den Ereignissen des 7. und 8. Oktober, als staatliche Gewalt gegen die Gewaltfreiheit der Demonstranten ausgeübt wurde.

Wolfgang Herzberg ist 1944 geboren. Er hat sehr verschiedene Texte geschrieben, u. a. auch Texte für eine Rockband, „Pankow“. Er hat auch Dokumentationen zusammengestellt und Prosaarbeiten verfaßt. Interessant sind beispielsweise Tonbandprotokolle, die schon 1985 herauskamen über ehemalige Arbeiter und Angestellte des Glühlampenwerkes, die inzwischen Rentner waren. Das waren sehr offene und direkte Beschreibungen ihres Lebens. Diese Arbeit ist auch in der DDR veröffentlicht worden. Nach der Wende, vielleicht haben Sie das gesehen, hat Wolfgang Herzberg als Ko-Autor eines Interviewbuches gewirkt, nämlich des Interviews mit Honecker, was letzterer natürlich in erster Linie zur Selbstdarstellung genutzt hat. Das Buch heißt „Der Sturz“.

Lutz Rathenow schließlich wurde 1952 in Jena geboren. Er hat dort Geschichte und Germanistik studiert, wurde vorzeitig aus politischen Gründen exmatrikuliert, er ist seit 1978 freiberuflich tätig. Er schrieb und schreibt Prosa, Lyrik, Stücke. 1980 veröffentlichte er als ersten größeren Band „Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet“, später auch einen Gedichtband, „Zangengeburt“, dann ein bekannt gewordenes Berlinbuch, was er mit dem Fotografen Harald Hauswald zusammen gemacht hatte. Er hatte für die mei-

sten Arbeiten in der DDR Publikationsverbot. Rathenow ist ein Beispiel für die Verbindung von oppositioneller und literarischer Szene. Er ist durchaus dieser Prenzlauer-Berg-Szene verbunden, wenn man den Begriff in all seiner Vereinfachung noch einmal nennen darf, zeigt sich aber zugleich auch in gewissem Sinne distanziert. Er ist auch immer, bis zum Ende der DDR, mit den Vertretern der verschiedenen Oppositionsgruppen verbunden gewesen und somit ein Beispiel dafür, daß es diese strikte Trennung zwischen literarischer Szene und Opposition nicht durchweg in allen Bereichen gegeben hat. Ich möchte es dabei bewenden lassen. Wenn die eine oder der andere hier oder dort noch Ergänzungen hat, möge man das im Laufe dieser Runde anführen. Ich gebe das Wort Helga Schubert für ihren Beitrag.

**Helga Schubert:** Ich habe einen längeren Beitrag vorbereitet, will mich aber an die zehn Minuten halten und höre danach sofort auf. Ich werde dann versuchen, die anderen Gedanken in die Diskussion einfließen zu lassen.

Ich möchte mich zunächst für die Einladung Ihrer Kommission bedanken. Ich halte die Durchleuchtung des „Überbaus“, hier waren ja nach Meinung der Kommunisten Kunst und Kultur angesiedelt, für das Verständnis der Diktatur in der DDR wichtig. Ich vermute, die achtziger Jahre sollen thematisiert werden, weil die Legende existiert, die Schriftsteller und Künstler hätten zum Zusammenbruch der DDR beigetragen. Und nun möchte man sehen, wie ihr Beitrag aussah, wie sie sich trotz innerem Widerstand anpassen mußten, wie sie trotz Zensur zwischen den Zeilen zu ihren Lesern und Leserinnen sprachen, wie sozusagen die Sklavensprache die dummen Zensoren überwand.

Bei dieser These geht man von einem Gegensatz zwischen Kulturbürokratie in den Ministerien und im Zentralkomitee der SED auf der einen und den meisten Schriftstellern in der DDR auf der anderen Seite aus.

Ich glaube, daß es sich hier um die Sicht aus einem demokratischen Kulturverständnis heraus handelt, daß das die Verhältnisse in der SED-DDR bagatellisieren und zu einer gefährlichen Solidarisierung von Demokratiefreunden heutzutage führen könnte. Die Trennlinie lief anders, meiner Meinung nach, und sie läuft anders. Sie lief zwischen den Detailkritikern und den Systemkritikern der SED-DDR. Dieser Gegensatz, dieser wirklich unüberbrückbare Gegensatz, zwischen diesen beiden Gruppen wurde auch mir erst nach der Demaskierung in der Zeit der sog. Wende deutlich. Inzwischen haben sich aus den politischen Interessengegensätzen Kontaktabbrüche und sogar Feindschaften entwickelt. Unter Detailkritikern verstehe ich diejenigen, die grundsätzlich mit dem System einverstanden waren, mit dem System der angestrebten sozialistischen und kommunistischen Gesellschaftsordnung, die also eine sozialistische DDR wollten, die die SED in ihrem Führungsanspruch nicht infragestellten, die weiter Macht und Ideologie verquicken wollten, vielleicht ein bißchen weniger kleinbürgerlich, sie wollten einen Dialog mit den Machthabern und ihnen Vertrauen einflößen, daß sie ja keine Gegner

sind, daß man ruhig kleine Freiheiten gewähren sollte, also politische Gegner nicht im Zuchthaus lassen, sondern ausweisen sollte. Sie wollten den realen Sozialismus etwas netter machen. Diese Leute fanden es absurd, daß der Staatssicherheitsdienst sie observierte, denn sie waren doch nun wirklich keine Feinde in den eigenen Augen. Auch in meinen Augen waren sie keine Feinde des Staates. Ganz symptomatisch war deshalb für mich, daß diese Detailkritiker schon auf dem Schriftstellerverbandskongreß 1987 gegen die Zensur auftraten. Auch die Millionendemonstration am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz in Berlin sollte an die in der Verfassung garantierte Informations- und Pressefreiheit mahnen. Aber dann sollte endlich der richtige Sozialismus aufgebaut werden. „Stellt Euch vor, es ist Sozialismus und keiner geht weg“ sagte die ehemalige inoffizielle Mitarbeiterin des Staatssicherheitsdienstes unter dem Decknamen Margarete und schreibende ZK-Kandidatin als Rednerin – und der seit gestern wegen Landesverrat und Bestechung vor Gericht stehende Staatssicherheitsgeneral mit der jetzigen Berufsbezeichnung „Schriftsteller“ pflichtete ihr bei: „Laßt es uns versuchen, jetzt den richtigen Sozialismus aufzubauen.“

Wo sollte Widerstand, wo Anpassung sein bei diesen Menschen? Gemeinsam mit ihren Lektoren und Zensoren in der Hauptverwaltung Literatur und Buchhandel gingen sie einzelne Sätze durch, kann man dieses Wort schon aussprechen, nein, das könnte mißverstanden werden, vielleicht später einmal.

Sie hatten doch das gleiche Ziel wie die Machthaber der SED, waren selbst SED-Mitglieder oder hatten die gleichen Ziele wie ihre Führungsoffiziere beim MfS. Sie haben die DDR grundsätzlich bejaht, wollten ihr Ende verhindern, haßten und verachteten und hassen und verachten auch heute die Leute, die bei der ersten für Freiheit und Leben nicht mehr gefährlichen Situation die DDR verließen oder für eine Vereinigung mit der westdeutschen Bundesrepublik auf die Straße gingen. Diese Detailkritiker, die teilweise in der DDR sogar im Gefängnis gesessen hatten, wurden nach der Wende noch zu DDR-Zeiten als erste rehabilitiert, sie konnten sich vom Gericht bestätigen lassen, daß sie nie parteifeindlich waren, nie gegen den Sozialismus.

Grundsätzliche Systemkritiker aber hatten keine Hoffnung, daß die Diktatur durch Reformen menschlicher wurde. Was sollten solche Menschen machen? Wie sollten sie veröffentlichen, waren doch Fotokopiergeräte verboten, öffentliche Lesungen waren nur im Schutzraum der evangelischen Kirche möglich, und diese Systemkritiker waren sich völlig sicher, daß die Spitzel dort besonders vertreten waren. Es war eine ausweglose Situation, weil das Publikationsverbot in der DDR ja nicht einzelnen Texten, sondern Menschen galt. Von diesen Menschen wurde kein Wort mehr gedruckt, darin unterschieden sich die SEDler von den Nazis, wie ich gerade in einem Buch über die Folgen der Bücherverbrennung in Nazi-Deutschland las. Dort hatten die

Bibliotheken nicht alle Werke eines bestimmten Schriftstellers auszusondern, einige, besonders bezeichnete, konnten bleiben. Das ist in der DDR nicht passiert. In der SED-DDR wurde aus einem meiner Erzählungsbände in den Nachauflagen sogar das Nachwort entfernt (ganz selbstverständlich, ohne mich zu informieren oder mich gar um Erlaubnis zu bitten), nur, weil es von Sarah Kirsch war und die für immer in den Westen gegangen war und von nun an nichts mehr von ihr zu lesen sein sollte.

Ich habe für mein Geschriebenes weder im Gefängnis gesessen noch eine Geldstrafe zahlen müssen. Ich wollte dieses System nämlich nicht ändern, sondern ich wollte es überhaupt nicht haben. Ich glaube, das hat mich geschützt. Denn ich habe keinen Tag lang, weder als ich in der Psychotherapie arbeitete und nebenbei schrieb, noch als ich hauptberuflich schrieb und nebenbei Psychotherapie machte, die Gefährlichkeit dieser Dummheit und Geschmacklosigkeit und Verschlagenheit in der herrschenden Partei-Mafia unterschätzt. Vielleicht habe ich sie überschätzt, denn 1959 z. B. wurde ich im Traum wegen des Schreibens entweder zum Tode verurteilt und stellte mich vergeblich geisteskrank oder ich versank im Moor. Ich habe mich eingemauert und beobachtet und in meinem Post- und Telefongeheimnis verletzt gefühlt. Übrigens hatte ich recht, ich bin von 1975 bis 1989 observiert worden. Und trotzdem hielt ich alles nur für die Spitze des Eisbergs. Ich hatte die Haltung und habe sie übrigens auch verbal geäußert: Ihr habt die Macht – ich sehe das Verbot nicht ein – aber ich werde mich fügen und es das nächste Mal wieder versuchen. (So habe ich in den achtziger Jahren die Einladung zum Bachmann-Wettbewerb angenommen oder im Februar 1989 die Einladung ins Goethe-Institut Brüssel – ich habe sie gezwungen, es mir zu verbieten, weil ich meine Anträge nicht zurückzog.) So wurde mein Buch „Das verbotene Zimmer“ sogar ein dreiviertel Jahr nach meinem Antrag 1982 zuerst in der Bundesrepublik veröffentlicht, nachdem die NDL Vorabdrucke mit der Begründung abgelehnt hatte, alles sei mit einer dunklen Folie überzogen. Den Ablehnungsbrief habe ich übrigens vervielfältigen lassen. Der ist einfach grandios. Das Urheberrechtsbüro sicherte sich die Deviseneinnahmen und überwies mir mein Honorar 1: 1 in DDR-Währung. Den Fallada-Preis, den mir die Stadt Neumünster für das Buch zuerkannte, verbot mir das Kulturministerium anzunehmen und versprach mir, wenn ich folgsam bin, das Buch beim Aufbau-Verlag drucken zu lassen. Pikant an diesem Vorgang war, daß das Buch im Aufbau-Verlag zuvor nicht erschienen war, weil, wie mir der Cheflektor der Abteilung Gegenwartsliteratur in Gegenwart von zwei SED-Lektorinnen erläuterte, mein Unvermögen, mit der deutschen Sprache umzugehen, an Analphabetismus grenze, und weil ich, wie mir die eine der beiden Lektorinnen angeekelt sagte, meine Meinung über die Partei in einer Erzählung „ausgekotzt“ hätte. (Diese Erzählung „Frühere Standpunkte“ aus dem Jahr 1976 befindet sich jetzt in den Schulbüchern.)

Ich will mich meinen Kollegen gegenüber nicht vordrängen. Ich habe einfach zum Thema einen Aufsatz geschrieben, „Kunst und Kultur zwischen Anpassung und Widerstand“.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Wenn ich den Umfang der Blätter hier noch liegen sehe, dann denke ich, wir könnten das ruhig zu Ende bringen.

**Helga Schubert:** Der Aufbau-Verlag reichte nun drei Erzählungen der Westveröffentlichung des bewußten Buches „Das verbotene Zimmer“ bei der Stelle, die es zur Belohnung für meine Preisablehnung drucken lassen wollte, nämlich beim Kulturministerium, nicht zur Druckgenehmigung ein, veröffentlichte das Buch unter einem anderen Titel („Blickwinkel“) und bot es im Westen zur Lizenz an, obwohl es ja dort schon erschienen war. Merkwürdigerweise bekam ich für die Ostveröffentlichung den Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste der DDR. Er wurde in diesem Raum überreicht. Das nur als besonders paradoxes Beispiel.

Die Zensur war systemimmanent, natürlich wollte sich die DDR-Führungsriege im Ausland als tolerant und kulturbeflissen zeigen. Darum stritten sie es ab, daß sie zensierten. Und natürlich sollte, wie in jeder Kleinbürgerfamilie, nichts grundsätzlich Kritisches nach außen dringen, es sei denn, sie konnten es gleichzeitig als dumm oder unmoralisch diffamieren. Leute, die so dachten wie ich, waren also eher gefährdet, sich aus Resignation umzubringen, gerade, weil sie das System durchschauten, waren sie vor Bestrafung eher geschützt.

In der Tat gibt es eine Reihe von Gedichten und Erzählungen, die ich offiziell in der DDR nicht veröffentlichen konnte, aber: ich habe sie nicht in die Schublade gesteckt, sondern war von Anfang an bemüht, sie dann wenigstens illegal innerhalb der DDR zu vervielfältigen oder bei Lesungen in Kirchenkreisen vorzutragen oder sie in den Westen schmuggeln zu lassen. Ich habe darum Tonbandmitschnitten westlicher Literaturredakteure (z. B. Dr. Karl Corino vom Hessischen Rundfunk oder Dr. Ariane Thomalla vom Deutschlandfunk), man muß sie einfach mal nennen, weil sie uns in der Zeit der DDR auch geschützt haben, gerne zugestimmt und besaß jahrelang heimlich ein Fotokopiergerät, das ich von meinen eigenen Lesungshonoraren im Westen mithilfe des Großhandels-Einkaufsausweises eines katholischen Paters kaufte und in meinem Rentner-Mercedes (das sind diese Wagen auf Rädern, die man hinter sich herzieht) illegal und unbemerkt durch die Zollkontrolle am S-Bahnhof Friedrichstraße hereinrollte. Auch Luise Köpp vom „Radio DDR“ nahm wiederholt bei mir zu Hause Texte auf – ich weiß jetzt auch, daß sie es bei anderen Kollegen gemacht hat – ohne zu wissen, ob sie die senden konnte. Überhaupt habe ich auch in östlichen Zeitungs- und Rundfunkredaktionen oft Ermutigungen erfahren. Perfide wird es ja in der Diktatur immer dann, wenn der berufliche Partner nicht aufrichtig ist und politische Bedenken in literarische Bedenken umformuliert. Da man ja sowieso

immer an sich zweifelt, kann einen das sehr entmutigen und das ist wohl auch der Zweck.

Nur mein erster Erzählungsband erschien 1975 im Osten, die anderen zuerst im Westen. Ich habe mich auf diese Weise sozusagen immer durch die normale Welt außerhalb der DDR beurteilt, durch die so entstandene westliche Öffentlichkeit geschützt und, was für mich als Schreibende geradezu unheimlich wichtig war und mich auch für die Gegenwart gewappnet hat, in meiner Rolle relativiert gefühlt, nicht als „Gewissen der Nation“. Weil ich aber bis 1987 insgesamt 23 Jahre in meinem erlernten und relativ gut bezahlten Beruf als Fachpsychologin der Medizin arbeitete, war ich materiell nicht vom Veröffentlichen im Osten abhängig, mir ging es vorwiegend darum, laufend eine Rückmeldung durch die Leserinnen und Leser zu haben. Und die bekam ich. Wie aus meiner Akte zu ersehen ist, wollte der Staatssicherheitsdienst mir eine „Massenwirksamkeit“ entziehen. Ich wurde zwar wiederholt im Schriftstellerverband oder im Kulturministerium ermahnt, bei der Einreise (sogar aus Ungarn) durchsucht, auch durch einen Staatsanwalt verwarnt (wegen der ungenehmigten Veröffentlichung der Satire „Parade“ in der Neuen Zürcher Zeitung 1987), und aus meiner Akte sehe ich, daß dem MfS schon 1977 bekannt war, daß ich die Methoden, in der DDR mit politisch Andersdenkenden umzugehen, für faschistisch hielt, aber ich wurde nicht verhaftet.

Ich glaube, daß Leute wie ich, die dieses System nicht verbessern wollten, weil sie es nämlich grundsätzlich ablehnten, weniger bekämpft wurden als die SED-Mitglieder, die zwar grundsätzlich mit dem Ziel des Sozialismus einverstanden waren, aber Detailkritik am Weg dorthin übten (ich erspare mir die Namensnennung – ich glaube, es ist immer noch nicht bekannt, daß mehr als die Hälfte der Mitglieder des Schriftstellerverbandes SED-Genossen waren). Ich glaube, daß diese Leute Zensur als gutgemeinte Kritik erleben mußten, denn es diente doch ihrer sogenannten guten Sache. Ich habe aber immer gedacht: Ihr habt die Macht und könnt mir alles verbieten, was Ihr wollt.

So muß der Unterschied zwischen einer Liebesbeziehung und einer Geiselnahme sein. Man muß sich nämlich einmal klarmachen, daß die berühmte und für so viele Doktorarbeiten sorgende DDR- Frauenliteratur hauptsächlich von Mitgliedern der SED geschrieben wurde (auch hier erspare ich mir die Namen)... Vor der Wende hatten einige dieser SED-Genossinnen und/oder Mitarbeiterinnen der Staatssicherheit manchmal Probleme mit ihrer Parteidisziplin. Sie wurden ein wenig ermahnt, stellten Ausreisearträge oder erhielten zur Ruhigstellung Dauervisa zum Aufenthalt im Westen. Die meisten, die ich kenne, lehnen aber die parlamentarische Demokratie nach wie vor ab. Nach der Wende schickte es sich für die meisten von ihnen, aus der SED oder PDS auszutreten, und nun kommt es in der Datierung des Austrittstermins

zu grotesken Verschiebungen nach rückwärts, eine der Damen z. B. ist bei ihrem letzten Interview anlässlich ihrer Enttarnung nun schon im Frühjahr 1989 angelangt, und eine andere äußerte vor kurzem in einer Diskussion im ORB ihr Bedauern über die uneffektive Arbeit des MfS. Dann hätte nämlich das Ende der DDR vermieden werden können. Niemand aus der Runde entsetzte sich, auch nicht der Diskussionsleiter, ein Rundfunkintendant. Diese Grenzüberschreitung zwischen bewußter Täuschung der Öffentlichkeit, Lüge aus Angst vor Prestige-Verlust, läßlicher Sünde, menschlicher Schwäche, Selbsttäuschung, pathologischer Verdrängung und verzeihlichem Selbstschutz ist für mich nicht nur die Folge, sondern die Fortsetzung der Zensur. Ich sehe das mit Verwunderung und Ekel, allerdings auch mit Angst, denn diese Leute haben ihre Mitwisser und Gleichgesinnten an den Unis in Ost und West, in den Medien in Ost und West, in den Akademien in Ost und West, in Literaturförderungs-Einrichtungen. Ich glaube, daß sie sich für ihre gegenwärtigen Demütigungen bitter rächen werden. Leute wie ich haben die Wahl, sich erinnerungslos, gleichsam kindlich, ganz und gar ungefährlich tolerant, mitleidsvoll und verständig zu geben, sich auf diese Weise eine Alibifunktion zu erkaufen und damit in den jetzigen Kulturbetrieb einbezogen zu werden oder die SED-Diktatur ein Verbrechen zu nennen, sich gegen die Nostalgiker in Ost und West zu wehren und zur Strafe dafür von ihnen ausgegrenzt und verunglimpft zu werden.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Schönen Dank, Frau Schubert, ich bitte jetzt Toni Krahl, seinen Beitrag zu halten.

**Toni Krahl:** Ich habe leider nichts vorbereitet und schon gar nicht so umfangreich wie Frau Schubert. Ich möchte vielleicht ganz kurz noch ergänzen zur Biographie durch Herrn Poppe, weil er ein Konzert in der Erlöserkirche erwähnte. Es gab noch ein weiteres Konzert, das ebenfalls als Benefiz-Konzert veranstaltet wurde, das war vor der Stasi-Zentrale. Wir haben damals das Konzert für die Leute veranstaltet, die drin im Hungerstreik waren und die Stasi-Akten bewacht haben, damit sie vor Mißbrauch geschützt werden.

Ansonsten hat zu meinem Metier Professor Wicke eigentlich von vornherein so ziemlich alles das gesagt, was ich hätte hier sagen wollen. Ich kann vielleicht nur hinzufügen, daß ich bei diesem Katz-und-Maus-Spiel, das Peter Wicke beschrieben hat, persönlich einen großen Lustgewinn hatte. Es hat mir einfach Spaß gemacht, dieses Spiel zu betreiben. Möglicherweise lag das daran, daß ich – wie ich eben gelernt habe – offenbar ein Detailkritiker der DDR war.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ich will nur beiläufig erwähnen, daß es nicht Mißachtung gegenüber der sog. ernsten Musik ist, wenn wir heute hier einen Pop-Musik-Experten und auch einen Rocksänger haben. Wir hatten durchaus auch Vertreter aus dem Bereich der sog. ernsten Musik eingeladen. Es kam aber leider nur eine Absage. Es ist also nicht so,

daß wir nur eine Musikrichtung favorisieren. Ich bitte Wolfgang Herzberg, fortzufahren.

**Wolfgang Herzberg:** Eine Konkretisierung, zum Anfang: Honecker versuchte eine Selbstdarstellung, meinten Sie. Ich glaube nicht, daß sie ihm in unserem Buch gelungen ist.

Ich will einige analytische Vorbemerkungen machen. Ich habe einige Bauchschmerzen mit dieser Kommission, muß ich gestehen, übrigens auch andere Leute, die hier deshalb nicht erschienen sind. Bauchschmerzen deshalb, weil es mir doch irgendwie sehr bekannt vorkommt, daß Politiker sich anheischig machen wollen, Geschichte aufzuarbeiten. Die SED hat das auch versucht, sozusagen aus ihrer politischen Interessenlage heraus, Geschichte aufzuarbeiten. Ich denke doch, daß man das den Historikern überlassen sollte. Das heißt nicht, daß Politiker da nicht mitmachen sollten und alle Leute, die hier zu Wort gekommen sind, da auch zu Wort kommen sollen. Ich habe aber den Eindruck, daß Sie eine Wahrnehmung haben, die aus Ihrer politischen Gesinnung heraus mir zwar verständlich ist, die aber u.U. ein gerechtes Geschichtsverständnis erschwert. Ich denke, daß man das auch an der Auswahl der Leute festmachen kann, die hier erschienen sind. Es sind „Ankläger“ in der Regel, es sind kaum „Angeklagte“, sog. „Angeklagte“, die hier aufgetreten sind und es sind auch keine Historiker dabei, die versuchen, die jeweilige Gegenposition zu beziehen. Das finde ich problematisch und bedenkenswert. Denn es ist mehr oder weniger eine Sicht von Widerstandsgeschichte, auch das hat ja die SED versucht, für sich zu instrumentalisieren, was die Nazi-Zeit anbetrifft. Aus der Sicht der Widerständler sich der Geschichte zu nähern bedeutet, daß man das andere Umfeld ein bißchen ausblendet. Das betrifft meiner Ansicht nach auch den Ost-West-Vergleich, den ich für zwingend halte für DDR-Geschichte, der hier kaum vorkommt, nur glossierend am Rande. Deshalb, so weiß ich auch, sind eben bestimmte Leute hier nicht erschienen, weil es ihnen einfach auch unangenehm ist, vor einem politischen Gremium mit Rainer Eppelmann an der Spitze ihre Aussagen kundzutun. Es ist so. Ich finde es wichtig, daß man das bedenkt. Daß Aufarbeitung von Geschichte, von Politikern, von Parlamentariern initiiert – so wichtig das ist – eben problematisch ist, weil die Wahrnehmung eine selektive ist oder jedenfalls zumindest eine sehr andere als das, was Historiker dann daraus machen müssen, um Geschichte gerecht zu werden. Es ist Ihnen unbenommen, daß Sie das auch tun. Das ist klar. Aber ich will nur darauf hinweisen: für mein Gefühl ist das sehr selektiv, was hier passiert!

Noch zwei, drei Vorbemerkungen zu dem Titel „Künstler zwischen Anpassung und Widerstand in den achtziger Jahren“. Aus meiner Sicht würde ich formulieren: „Künstler, die den Wandel wollten: zwischen Selbstbehauptung und Anpassung.“ Ich denke, daß im Gegensatz zu Helga Schubert, die Masse der künstlerisch Arbeitenden in der DDR ihren Beitrag dazu geleistet

haben, daß 89 kam, natürlich mit mehr oder weniger Schärfe, mit mehr oder weniger Anpassung, das ist völlig unbenommen, da stimme ich ihr auch zu. Es gab sicherlich mehr Detailkritiker als Systemkritiker. Dabei finde ich schwer bei Helga Schubert die Fundamentalkritik in ihren Werken herauszulesen und schwer bei anderen nur die Detailkritik. Ich denke, es kann nicht unberücksichtigt bleiben, daß der Wandel 1989 ein Bündnis gewesen ist von Geistesschaffenden aller Couleur, nicht nur von Künstlern und von Kirchenleuten, und daß Künstler, bevor in den Kirchen sich die Bürgerbewegung sammelte, über Jahrzehnte das Forum gewesen sind, wo Widersprüche in dem Land artikuliert wurden, natürlich einschließlich der Leute, die rausgetrieben wurden, deren Literatur dann aber wieder über die Medien oder über Schleichwege in das Land kam und daß dies nicht unter den Tisch gekehrt werden sollte, bei allen Anpassungen, die es natürlich gab und die auch hier immer wieder richtig genannt wurden. Ich warne hier auch vor einem eindimensionalen Geschichtsbild, das eben doch die starken Bemühungen vieler künstlerisch Arbeitenden ausblenden will und nicht genügend reflektiert, daß viele Künstler in ihren Werken, die von den Leuten auch draußen im Land angenommen wurden, in einem Verarbeitungsprozeß standen, die Schwierigkeiten, die Widersprüche dieser Gesellschaft mit zu artikulieren.

Natürlich gab es Anpassung, oder, um es anders auszudrücken: Selbstbehauptung bedeutete für mich, sich von keiner Seite vereinnahmen zu lassen, weder von der SED, noch vom Westen, noch auch von der Opposition, sondern meine eigenen Themen zu finden, etwa Arbeiterbiographien aufzuarbeiten, sich in Rocktexten, in Gedichten und Liedern, alltagssprachlich auszudrücken und zu versuchen, Alltag so genau wie möglich zu dokumentieren. Nach dem Weggang von Biermann bedeutete Selbstbehauptung für mich, im Lande zu bleiben und sich täglich zu wehren, wie es in einem Slogan von Fühmann hieß. Natürlich fand auch bei mir Anpassung statt, Anpassung im Detail. Bei bestimmten Textstellen, die ich für nicht so substantiell hielt, habe ich mich zwar herumgestritten mit diesem oder jenem Lektor, aber ich fand es dann doch auch machbar, auf diese oder jene Stelle zu verzichten, weil es mir wichtig war, das Ganze zu veröffentlichen. Schwieriger ist die Frage einer bestimmten Grundillusion, die sehr viele hatten und ich auch, von dem Paradigma ausgehend, daß dieser Sozialismus verbesserlich sei. Dieses Paradigma war meiner Ansicht nach in der ganzen Gesellschaft verbreitet, auch in der Oppositionsbewegung, das kann man in vielen programmatischen Texten von 1989 nachlesen. Dieses Paradigma ging meiner Ansicht nach von der Basis bis zur Spitze der Gesellschaft und umgekehrt. Es existierte aber auch im Westen, wo der Status quo ja eine Rolle spielte. Ich erinnere nur an den Ausspruch von Egon Bahr „Wandel durch Annäherung“. Daß dieses System dann zusammenbrach, war doch relativ überraschend, sowohl für die

Weltöffentlichkeit, als auch für die Öffentlichkeit in den real-sozialistischen Ländern. Natürlich gab es eine – ich denke, eine verschwindende – Minderheit, die durchschaute, daß dieses System nicht reformfähig war.

Ich will noch drei, vier Punkte grundsätzlich zur Kulturpolitik der SED sagen. Mein Eindruck ist auch, ich stimme Wicke hier zu, daß es kein monolithisch geschlossenes Steuerungssystem für die Kulturpolitik gab und daß man in den Apparaten durchaus immer wieder Leute fand, auch in der Wissenschaft, die Bündnispartner waren, um bestimmte Texte durchzusetzen. Es gab auch hier einen gewissen Konsens, den man spürte und den man in vielen Gesprächen feststellte, daß es langfristig um eine Wandlung in diesem System gehe, um eine Demokratisierung und eine Liberalisierung des Systems.

Der für mich konstituierende Grundwiderspruch in der Kulturpolitik der SED, überhaupt der real-sozialistischen Länder, den ich für sehr wichtig erachte, war für mich der Grundwiderspruch zwischen einer gigantischen Subventionierung von Kultur und Kunst auf der einen Seite und einer stetigen Angst vor Destabilisierung durch Kultur und Kunst auf der anderen Seite. Und diese gigantische Subventionierung, die ja in den vielen Theatern, in den vielen Clubs usw. noch 1989 sichtbar war, man kann diese Institutionen gar nicht alle aufzählen, fand abseits von jeder Wirtschaftlichkeit statt. Diese gigantische Subventionierung basierte meiner Ansicht nach durchaus auf einer Sozialutopie, d. h., vom Anspruch her glaubte die politische Elite, damit tatsächlich dem Volk auf Dauer Zugang zu Bildung, zu Kultur zu verschaffen. Auf der anderen Seite: natürlich war diese Subventionierung zugleich auch und immer zunehmend Herrschaftsinstrument, hatte Ventilfunktion, all das, was hier beschrieben wurde. Wer aber ausblendet, daß da Leute angetreten waren, um soziale Gerechtigkeit herzustellen mit primitiven Mitteln zwar, durch eine gigantische Kultur- und Bildungssubventionierung, geht, denke ich, an den Zusammenhängen dieses Systems vorbei! Und er geht vor allen Dingen vorbei an der Frage, warum so viele Menschen sich so lange mit diesem System identifiziert haben. Weil viele durchaus eine Chance sahen, unabhängig vom Geldbeutel der Eltern eine berufliche Entwicklung zu nehmen, eine relativ preiswerte Bildung zu erhalten, also Aufstiegschancen zu haben, die es in Gesellschaften, jedenfalls in dieser Weise, die unter dem Verdikt der Profitwirtschaft angetreten sind, nicht gibt! Das, glaube ich, hat sehr viele Leute lange an dieser Identität festhalten lassen. Auch ich habe daran deshalb festgehalten und bin nach wie vor der Meinung, daß es den Versuch wert gewesen ist, trotz der Dinge, die hier natürlich immer wieder zur Sprache gekommen sind.

Ich will zum Schluß noch ein paar Punkte nennen, die meine unmittelbare Arbeit betreffen. Ich habe also 1981, und darauf konzentriere ich mich jetzt hier beispielhaft, ein Rock-Libretto für die Rockgruppe „Pankow“ geschrieben, „Paule Panke“, und an diesem Beispiel, denke ich, kann man die Thesen

festmachen, die ich hier versucht habe anzudeuten. „Pankow“, bereits der Namen dieser Gruppe, offenbart die Ambivalenz und auch die Subversivität, die wir uns vorstellten. Bei diesem Namen fällt einem natürlich der Stadtbezirk ein, zum anderen bedeutete er auch ein Kokettieren mit dem Punk, mit New Wave, und natürlich fällt einem auch das „Pankow-Regime“ ein, was damit gemeint war, also deutlich politische Dimensionen hatte. Mein Bruder bat mich, für ihn zu schreiben, weil er wußte, daß ich bisher Lieder und Gedichte für die Schublade geschrieben hatte, bloß in Privatlesungen ab und zu einmal aufgetreten war, und er hat dieses Libretto, den Tagesablauf eines Lehrlings, eine sehr minutiöse Beschreibung von Alltag, zunächst einer Band angeboten, die abgelehnt hat, aus Angst, dann nicht mehr gefördert zu werden. Der Text wurde dann genommen von „4 PS“, einer Band, wo Veronika Fischer gesungen hat, die in den Westen gegangen war. Sie suchten einen Sänger und diese Band nahm sich nun des Textes an. Die Band reichte ihn beim „Komitee für Unterhaltungskunst“ ein und erhielt erstaunlicherweise eine Förderung. Sie bekamen also Probengelder dafür. Das Libretto wurde gering bezahlt. Es gab dann im Vorfeld der Uraufführung, wie ich jetzt recherchiert habe, bei dem damaligen Direktor dieses Komitees für Unterhaltungskunst ein ziemliches Tohuwabohu. Die Stasi versuchte, die Uraufführung im Haus der Jungen Talente zu verhindern, die Telefone liefen heiß, von – was weiß ich – ZK bis FDJ, Frau Steineckert hatte sich z. B. bei der Beurteilung dieses Textes eingeschaltet, und da hieß es dann bei ihr: „Das Werk, das sich die jungen Künstler vorgenommen haben, krankt daran, daß der Entwurf „Mensch“ zu klein geraten ist und insgesamt nicht einmal durchschimmert.“ Sie meint, auch nicht gelten lassen zu können, daß im Zusammenhang mit Musik der Text anders wirke. Nachdem die Stasi aber selbst offenbar bemerkt hatte, daß da kein Volksaufstand losgebrochen ist bei der Uraufführung dieses Rockspektakels, hatte sich das Ganze etwas beruhigt. Frau Steineckert schreibt dann eineinhalb Jahre später wieder einen Brief, in dem sie ihr Urteil revidiert: „Auch heute erscheint mir das Werk nicht genügend tief. Sie knüpfen mir zu sehr an die naturalistische Gefühls- und Gedankenlage an. Aber der Text ist eben nur das eine, die Musik gehört hier als Gestaltungselement unbedingt dazu.“

Die weitere Geschichte dieses Unternehmens ist vielleicht ganz interessant. Es sollte dann noch das Libretto in „Temperamente“ erscheinen. Da mischte sich der Zentralrat der FDJ ein. Dieses Heft „Temperamente“ gehörte dem Verlag „Junges Leben“ und dieser Verlag war direkt der FDJ unterstellt. Hartmut König wollte dann, daß nur Ausschnitte aus diesem Libretto erscheinen und damit war ich nicht einverstanden. Daraufhin mußte das Titelblatt von „Temperamente“ überdruckt werden, das Libretto wurde wieder herausgenommen und man kann heute immer noch auf diesem Titelblatt überdruckt die Überschrift dieses Rockspektakels sehen, ein Teil dieser Zensur.

Gleichzeitig aber lief dieses Rockstück in etwa 200 Konzerten vor ungefähr 100 000 Leuten. Die Schallplatte sagte dazu: nein, die Zeit dafür wäre noch nicht reif. Das können wir nicht veröffentlichen. Es ist dann schließlich 1989, also nach fast zehn Jahren erst, erschienen. Auf der anderen Seite gab es den Henschel-Verlag, der mich bat, aus dem Libretto ein Rock-Musical zu machen und dieses Rock-Musical ist dann mit der Band noch einmal aufgeführt worden, in Schwedt, im Theater, kurz vor dem Umbruch. Es lief dort etwa eine Woche und ist dann wieder vom Spielplan abgesetzt worden. Überhaupt hatte die Band zuerst außerordentliche Schwierigkeiten, mit dem „Paule-Panke“-Konzert in der Provinz Auftritte zu bekommen und es war wichtig, daß immer wieder auch Funktionäre aus diesem Komitee dort hingingen und die Leute wieder beruhigten.

Schließlich gab es Aussprachen, so mit einem Kulturfunktionär beim ZK, da ging es um eine Westreise dieser Gruppe. Jürgen Hagen, so war sein Name, sagte dann, im Westen sollte das Stück nicht gespielt werden. Das war übrigens die größte Angst der Funktionäre, daß in der Westpresse eine positive Resonanz auf die Gruppe oder auf das Stück eintreten könnte, weil das dann wieder woanders an anderen Stellen ausgewertet würde und dann nachgefragt würde: warum habt Ihr das nicht verhindert? Auch hier gab es, was Wicke schon angedeutet hat, außerordentlich widersprüchliche kulturpolitische Impulse. Manchmal konnte man die Leute austricksen. Ich habe z. B. eigene Konzerte mit meinen Liedern und Gedichten, die nie veröffentlicht wurden, in kleinen Clubs gemacht, so daß ich auf verschiedenen Ebenen in der Öffentlichkeit auch wirken konnte, um die Dinge, die ich sagen wollte, auch an den Mann zu bringen.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Vielen Dank, Wolfgang Herzberg. Es wird Dir nicht eine gewisse Unruhe verborgen geblieben sein, die bei einigen Passagen deines Vortrages entstanden ist. Eine Anmerkung möchte ich schon machen. Ich meine nicht, daß die Bürgerbewegung auf der Grundlage der Bahrschen und Gausschen Thesen vom Wandel durch Annäherung entstanden ist oder auf der Grundlage des Status quo, sondern, ganz im Gegenteil, wegen der Infragestellung des bestehenden Status quo. Und entgegengesetzt haben wir eben gerade diesen Versuch, in der Wahrheit zu leben – Vaclav Havel – oder, wie andere das ausdrückten, der Notwendigkeit der Einmischung in eigene Angelegenheiten. Soweit diese Anmerkung. Ich bitte jetzt Lutz Rathenow um seinen Beitrag.

**Lutz Rathenow:** Es fällt mir leicht, gleich auf den Vorredner einzugehen und damit die Diskussion zu beginnen. Da ich versuche, das Denken oberhalb des Bauches stattfinden zu lassen, habe ich bei seinen einleitenden Einführungen eher einige Kopfschmerzen gehabt, die das mangelnde „gerechte Geschichtsverständnis“, z. B. in der Zusammenstellung dieser Anhörung oder dieser Enquete-Kommission, beklagen. Ich lese u. a. das „Neue Deutschland“

gelegentlich und versuche, die Diskussion auch dort, auf der anderen Seite, zu verfolgen und ich kann nicht feststellen, daß auch nur im Ansatz ein substantieller Beitrag geleistet wird. Ich finde es sehr merkwürdig, daß Leute heute sich an einem Politiker wie Rainer Eppelmann stören, die sich früher nicht gescheut haben, vor anderen Politikern bei verschiedenen Anlässen zu erscheinen. Ich sehe darin eine nachholende Scheinradikalität in der eigenen Haltung, daß man heute das nachholen will, was man zu DDR-Zeiten versäumt hat. Das ist sehr typisch. Das hat mit dem zu tun, was Helga Schubert gesagt hat, das hat mit der im Raum Berlin latenten Dissidentenfeindlichkeit zu tun, die man exakt und differenziert analysieren müßte.

Ich will darauf noch in einem Satz eingehen. Aus der Zeitung „Neues Deutschland“ vom 19.4.93: da behauptet jemand in einem Interview, ein Freimut Naser: Doch selbst die Bespitzelung der Opposition geschah vor dem Hintergrund, daß der Westen über diese Gruppierung seine Anti-DDR-Handlungen zu betreiben versuchte. Dann versucht er, gute und böse Opposition zu unterscheiden und die böse, die die DDR vernichten wollte, ist zu Recht bekämpft worden. Also ich gebe zu, daß ich die DDR in den letzten Jahren vernichten wollte, daß ich nie daran geglaubt habe, daß das zu schaffen ist. Ich fühle mich nicht im geringsten, in irgendeiner Form, durch westliche Politiker oder Diplomaten oder andere Personen gesteuert, eher im Gegenteil. Ich habe eher den Versuch erlebt, hier gibt es offenbar eine riesige Wahrnehmungsdifferenz, wie ich ständig von diesem Personenkreis beruhigt wurde und wie bestimmte prinzipiell oppositionelle Haltungen in DDR-loyale Haltungen umgemünzt worden sind. Ich möchte als Anregung weitergeben, vielleicht auch an diese Kommission, ob nicht analog zu bestimmten Formulierungen, die die Nazi-Zeit bagatellisieren, wie z. B. den Massenmord an den Juden, oder zu negieren versuchen, ob nicht solche Formulierungen, wenn man sie schon nicht beweisen kann, wenn jemand den Beweis natürlich hat, muß er ihn führen, ob die nicht per Gesetz dann u.U. auch strafbar gemacht werden können, weil sie eine ständige Beleidigung und eine ständige Geschichtsverfälschung bedeuten.

Natürlich kommt es auf die Differenz an. Im Prinzip müßte ständig ein doppelter Text geredet werden. Einer für Westler, die müssen die Differenz, die Möglichkeiten im Detail, kennenlernen, um die DDR zu verstehen, und einer für die Ostler, wo eine größere Abstraktion, eine größere Radikalität des Nachdenkens über die zusammenfassenden Strukturen nach wie vor dringend geboten wäre.

„Künstler zwischen Anpassung und Widerstand der achtziger Jahre“ bedeutet zumindest, zu unterscheiden zwischen „Künstler“ und „Kunst“. Das ist nicht identisch. Ich finde „Anpassung“ und „Widerstand“ sind Begriffe, die zu allgemein sind, ich möchte eher verschiedene Formen der Autonomie, der Unabhängigkeit, der inneren und äußeren Unabhängigkeit von staatlichen

Vorgaben, übrigens indirekt von Vorgaben auch westlicher Marktbedingungen, soweit sie in die DDR eingewirkt haben, untersuchen wollen. Mit dem Hineinwirken des Westens in die DDR werde ich versuchen, mich in einem dreißigseitigen Gutachten zu befassen, „Der Westen im Osten“.

Für mich ist die Bundesrepublik zum wesentlichen systemstabilisierenden Faktor der DDR in den achtziger Jahren geworden. Ich werde versuchen, das aus meiner Sicht darzulegen. Dieses Thema ist nicht vollständig ausgeblendet, auch nicht aus der Arbeit dieser Kommission. Wenn man von der These der verschiedenen Formen der Autonomie ausgeht, muß man natürlich die Wirkungsmöglichkeiten in konkreten historischen Situationen der DDR sehen. Da ist 1980 eine andere Situation als 1983 und 1987 wieder eine andere. Das nächste Problem ist die Personalisierung von Diskussionen. In der DDR ist das, was man Opposition nennt, nicht identisch mit der Bürgerbewegung, auch nicht ganz identisch mit den Kräften, die 1989 die Wende, wie auch immer, bewirkt haben. Es gibt da immer Differenzen, Gruppen, die außen vor geblieben sind. Es wäre zu klären, was überhaupt politischer Widerstand und prinzipielle Opposition waren, wieweit sie sich künstlerischer Formen bedienen konnten, soweit das möglich war. Es wird in der Diskussion, ich sehe da eine große Unkenntnis im Detail, vernachlässigt, daß ein wesentlicher Teil der bewußten politischen Opposition in den achtziger Jahren darin bestand zu erkennen, daß die Westmedien das bevorzugte und wirksamste „Kampfmittel“, ich wähle jetzt mal diesen barbarischen Begriff, sind, um Teile der verdeckten Misere der DDR öffentlich, partiell öffentlich, zu machen, um alternative, gegenläufige Informationskanäle zu schaffen. Diese Zuarbeit und diese Informationsstrukturen, das Benutzen, der Versuch des Benutzens westlicher Medien als oppositionelles Mittel innerhalb der DDR, ist z. B. ein Versuch, der bisher historisch im Detail nicht untersucht wurde. Genauso ist die personelle Schicht dieser wirklich anders Denkenden mit anders handelnden Worten relativ klein.

Genaugenommen müßte man Personen, ob Wolfgang Hilbig, Stefan Schütz, Jürgen Fuchs, Gabriele Eckart u.v.a. in jedem Fall detailliert untersuchen, weil faktisch jede Person ein bestimmtes Konzept bedeutete, ohne daß sie das im Einzelfall bewußt so wollten und am Anfang auch nicht immer wußten. Das könnte man sehen als Planspiel, ein Konzept unter den Bedingungen der DDR für verschiedene Formen oppositionellen Verhaltens. Es wäre sehr interessant, die Tragfähigkeit der einzelnen Konzepte auch im Nachhinein noch einmal zu untersuchen. Mir setzt hier bei diesen Äußerungen zu früh die Abstraktion ein. Erst wenn man noch über eine größere Fülle von Detailmaterial verfügt, kann man überhaupt zu den Schlußfolgerungen kommen.

Zensur. Zensur ist für mich ein beschönigender Begriff. Zensur ist ein Begriff, etwa wie die „letzte Notbremse“. Die Einführung der Zensur wäre ein Erfolg gewesen, es haben sich Schriftsteller dafür eingesetzt, das wären klare

Verhältnisse gewesen. Es geht um die Anpassung. Sie setzt da an, wo Neugier, politische oder künstlerische Neugier, selektiv getrübt wird, beeinflusst wird, nicht mehr vorhanden ist. Letzte Woche stand in der TAZ ein Artikel über Äthiopien, wo jemand Folterinstrumente vorführte, die aus der DDR geliefert worden sind und die unter Anweisung von DDR-Offizieren in Äthiopien gegen die Befreiungsbewegung in Eritrea eingesetzt wurden. Ich will jetzt gar nicht beklagen, daß so etwas niemanden interessiert, daß hier keiner recherchiert und daß dergleichen nicht kommentiert wird, weil es uns alle noch zu fassungslos macht und ahnen läßt, daß die wirklichen Enthüllungen alle noch bevorstehen, bevor wir zur gerechten Bewertung der DDR-Geschichte übergehen. Ich will nur versuchen zu zeigen, daß es uns gelingen muß, die Gleichzeitigkeit dieser scheinbaren Fülle von Lappalien als Steuerung, als Kunststeuerung, zusammenzubringen mit diesen menschenverachtenden, menschenvernichtenden Maßnahmen. Ich habe gerade einen Brief bekommen, aus dem ich zitieren möchte, das soll das einzige persönliche Beispiel sein. Da sagt also der Lektor einer Zeitschrift einem Rezensenten: Schreib die Rezension so und so, daß notfalls das Buch von dem und dem automatisch aus dem Text herausgenommen werden kann, ohne daß man das dem Text anmerkt, falls das Buch doch noch nicht erscheint. Diese scheinbar harmlose Geste, die ein Teil eines ganzen Arsenal von Gesten, Haltungen ist, muß zusammengebracht werden mit dieser Sache, die ich mit Äthiopien faktisch als Metapher skizzierte.

Die Unfähigkeit, über das Phänomen des MfS zu diskutieren, zeigt nur die Unfähigkeit zur Diskussion bisher. Es geht nicht um Zensur. Es geht um eine Art partieller Dauerhypnose, unter der sich Teile der Künstler befanden, unter der sich alle befanden, wir alle mehr oder weniger. Eine Art Beschäftigungstherapie, der wir unterlegen waren, einer besonderen Aufmerksamkeit. Wir müssen fragen: ist es überhaupt legitim, Kunst in das Zentrum einer Gesellschaft zu setzen, die an den Rändern, ökologisch, ökonomisch, in anderer Weise, vorkommt und die ein bestimmtes Ventil, ein Ablenkungsarsenal braucht und dies findet, indem sie sich der besonderen Förderung der Kunst widmet?

Natürlich ist das jetzt vereinfacht betrachtet. Es hat nur funktioniert über eine Fülle von Störfällen, gegenläufigen Maßnahmen. Im Mittelpunkt steht der Mensch, und der funktioniert nie nahtlos, und diese Fülle von Störfällen haben natürlich auch etwas mit Widerstand durch Kunst zu tun.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Auch Lutz Rathenow herzlichen Dank. Ich habe mir gedacht, daß wir, bevor die Enquete-Kommission ihre Fragen stellt, eine ganz kurze Runde einfügen sollten, in der die Referenten aufeinander bezug nehmen können, aber bitte, in deutlicher zeitlicher Begrenzung, maximal zwei bis drei Minuten pro Person. Sie haben dann noch anschließend Gelegenheit, auf die Fragen der Mitglieder der

Enquete-Kommission ausführlich zu antworten. Nun besteht die Möglichkeit zur unmittelbaren Reaktion auf das, was hier aus dem Podium oder auch vorher in den Vorträgen schon gesagt worden ist. Ich fange mit Christoph Tannert an.

**Christoph Tannert:** Ich möchte nur ganz kurz sagen, was mir bei den Beiträgen von Rathenow und Herzberg gerade durch den Kopf gegangen ist. Ich finde es ganz gut, daß diese Personen, die hier am Tisch sind, eingeladen worden sind, weil es sich doch zeigt, daß der Blick auf DDR-Kunst, auf DDR-Literatur, auf die DDR-Verhältnisse, auf Stasi usw. ganz unterschiedlich ausfallen kann. Das hat mit der persönlichen Erfahrung, mit dem persönlichen Involviertsein in das System zu tun und ich glaube, das Schöne daran ist, daß die Möglichkeit zu dieser subjektiven Aussage besteht.

In bezug auf Herrn Herzberg möchte ich sagen, daß ich es natürlich sehr ehrenwert finde, sich mit dem System geplagt zu haben, aber ich muß auch sagen, daß für einige junge Künstler der Generation, die nach 1955 geboren worden sind, dieses Sichplagen mit dem System überhaupt keine Rolle spielte. Das hat mein Vortrag vorhin versucht darzulegen. Es gab seit Beginn der achtziger Jahre eine sehr deutliche Tendenz, sich mit dem DDR-System überhaupt nicht mehr zu befassen und insofern ist auch der Hinweis auf Detailkritiker oder Systemkritiker für einen Teil der jungen DDR-Künstlerschaft, und dazu zählen natürlich auch Rockmusiker, Filmemacher und Literaten, obsolet. Für diesen Teil der Künftlerschaft war „DDR“, außer im Alltag, kein Anlaß zum Nachdenken.

Lutz Rathenow sprach von Dauerhypnose. Das mag aus seinem Blickwinkel schon richtig sein, aber es zeigt natürlich auch, daß es ein unterschiedliches Herangehen, eine unterschiedliche Positionierung unter den Künstlern gegeben hat. Für die einen war das reale Feld kein Anlaß zur Auseinandersetzung, weil man es permanent als bizarr gesehen hat, natürlich auch als repressiv, und man versuchte, permanent auszuweichen. Das ist eine Haltung, die einfach konstatiert werden muß. Auf der anderen Seite gab es diejenigen, die versucht haben, dagegen anzugehen und es gab schließlich eine dritte Gruppe, die möglicherweise im kabarettistischen Sinne sich dadaistisch oder wie auch immer über die Dimensionen lustig gemacht hat. Ich glaube, wenn wir zu einer Bestandsaufnahme kommen wollen, müssen wir unbedingt, und das war ja vorhin mein Vorschlag, zu einer solchen Individual-Kunstgeschichts- oder -Literaturgeschichtsschreibung kommen. Wir müssen die Dinge, die Künstler und Künstlerinnen geäußert haben, sehr klar gegenüber dem, was andere geäußert und gesagt haben, wägen. In den Generationen, in den unterschiedlichen Standpunkten, gibt es so verschiedene Auffassungen und es bringt nichts, glaube ich, die eine oder die andere Auffassung auch hier vor der Kommission als die entscheidende oder richtige oder moralisch positiv zu bewertende darzustellen.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Peter Böthig.

**Peter Böthig:** Ich möchte ergänzend sagen, daß für die Einschätzung der kulturellen künstlerischen Szene in den achtziger Jahren der Bruch wichtig ist, der zwischen den Generationen lag, tatsächlich wichtiger als früher. Es war für Autoren, Künstler, die noch die Aufwärtsphase des Sozialismus erlebt haben, deren Biographien mit der Utopie stärker verknüpft war, schwerer, die eigene Involviertheit zu verstehen und dauerte länger – das betrifft natürlich auch die eigene Anpassung – als etwa für jüngere Autoren, die zumindest zum Teil in den achtziger Jahren gar nicht mehr in die Situation kamen, korrumpiert zu werden oder zumindest nicht mehr in die **gleiche** Situation, korrumpiert zu werden, sondern in eine andere. Dies war, eine alternative Öffentlichkeit herzustellen, oder zumindest Ansätze dafür zu entwickeln. Auch das war teilweise problematisch und endete auch teilweise im Dilemma, da nämlich auch in den alternativen Zirkeln Energien nach innen gerichtet wurden, die nicht mehr in die Auseinandersetzung eingespeist wurden usw. Es ist also ein sehr kompliziertes Wechselspiel. Ich will auch das unterstreichen, was Christoph Tannert schon sagte: es sollte nicht um ein Abwägen gehen zwischen den System- und den Detailkritikern, wie immer man das nennen möchte. Ich halte die Hypothese für nicht schlecht, zwischen solchen Strategien zu unterscheiden. Mir ist aber unwohl bei der moralischen Keule, die sich damit leicht verbinden läßt und bei der nachträglichen Evaluierung der einen, die nachträglich sozusagen Recht gehabt haben, wenn die anderen sich verschlissen haben oder in Alibifunktionen ausgewichen seien. Ich glaube, eine solche Bewertung der einzelnen Strategien sollte an den Texten erfolgen und an den jeweils konkreten Auseinandersetzungen, die geführt wurden und wie sie geführt wurden.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Professor Wicke, bitte.

**Prof. Dr. Peter Wicke:** Aus der Perspektive der rock- und pop-musikalischen Prozesse gibt es eigentlich Vieles, neben all dem, was gesagt worden ist und was ich vorhin schon andeutete, was auch in diesem Bereich zutrifft, insbesondere für die in den achtziger Jahren neu hinzukommende Generation von Musikern. Hier gibt es im Grunde nur noch ein Element hinzuzufügen, das ich vorhin schon angedeutet habe und jetzt noch einmal unterstreichen möchte, nämlich das Ausweichen des Systems vor der Auseinandersetzung gegenüber dem Westen. Was in dieser Zeit sehr auffiel, war nicht nur, daß Musiker mit dem System nichts mehr zu tun haben wollten, auch das System wollte dann mit den Musikern nichts mehr zu tun haben. Es ist ausgewichen auf die Angebote, die von außerhalb kamen, weil diese sich reibungsloser und müheloser verwalten ließen und weil hier das akkumulierte Konfliktpotential am leichtesten völlig ins Leere abgeleitet werden konnte. Denn solange es nicht mehr in diesen Zusammenhängen präsent ist, verliert es natürlich

auch wesentliche Momente seiner Wirkung. Das scheint mir ein spezifisches Moment zu sein, was in diesem Bereich gilt. Die Auseinandersetzung mit Einflüssen von außen in den Jahren und Jahrzehnten davor hatte ja nicht nur sehr dramatische Formen angenommen, was die prinzipiellen ideologischen Abgrenzungsbemühungen anging. An dieser Auseinandersetzung, auch das sollte man rückblickend nicht vergessen, sind ja nicht wenige Biografien zumindestens erheblich verbogen, wenn nicht ganz gebrochen worden. In den sechziger Jahren reichte ja oftmals schon das Bekenntnis zu den Beatles aus, um von den höheren Schulformen relegiert zu werden. Insofern gewinnt dieses Element in der Strategie des Apparates in den achtziger Jahren eine ganz besondere Bedeutung.

**Wolfgang Herzberg:** Ich stimme dem natürlich zu. Es konnten unterschiedliche Generationen und unterschiedliche Biographien zu ganz unterschiedlichen Kunsthaltungen führen. Was mir wichtig erscheint, war – jedenfalls in meinem Fall, und das weiß ich auch von vielen Kollegen – die Identifikation mit dem Grundansatz von Sozialismus, den übrigens auch Biermann bis 1989 nicht aufgegeben hatte. Diese Identifikation war eine Triebkraft in der Auseinandersetzung mit dem System, und das darf nicht verdrängt werden. Der Aufruhr, der existierte, als Biermann ausgewiesen wurde, beruhte ja darauf, daß da einer von „uns“, der einen besseren Sozialismus wollte, ausgewiesen wurde. Das war ja der eigentliche Eklat, der sehr viele Leute solidarisiert hat.

Natürlich führten viele Wege zu 1989. Verschiedene Biographien, verschiedene Gruppierungen, jeder versuchte auf seine Weise, aus seinen Möglichkeiten heraus, die Krisensituation mit zu verschärfen, die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen. Jeder versuchte, die eigene Melodie vorzusingen und jeder hatte dabei natürlich eine andere Stimme und eine andere Intonation. Ich denke allerdings, das Auseinanderdividieren von verschiedenen Handschriften, verschiedenen Biografien, die einen wären korrupter gewesen, die anderen hätten sich mehr in Nischen aufgehalten, das wird, glaube ich, der Geschichte nicht gerecht. Jeder Mensch kann ja nur, das wissen wir, täglich im Alltag nur das ausdrücken und einbringen, was er von seiner Biografie, von seinen individuellen Spielräumen her, vermag. Es ist wichtig, daß diese Individualität auch ein Faktor von Produktivität, auch von Subversivität ist.

**Toni Krahl:** Noch einmal ganz kurz zum Thema „Künstler zwischen Anpassung und Widerstand“. In den verschiedenen Beiträgen sind verschiedene Dinge herausgekommen. Für mich bestand der schlimmste Teil dieser Anpassung eigentlich darin, daß man sich als Künstler den inkompetenten Beurteilern bzw. auch Verhinderern und den Beförderern, die auch inkompetent waren, unterworfen hat, daß man sich ihnen gefügt hat. Darin bestand für mich der Widerspruch, daß ich diese Leute eine lange Zeit nicht nur als Gesprächspartner, sondern sogar als Partner akzeptiert habe, obwohl ich natürlich um deren Inkompetenz wußte. Der Widerstand bestand nicht etwa darin, daß ich

ein Widerstandskämpfer war, sondern darin, daß ich diesen Dingen auch sehr wohl zu widerstehen, sie zu benutzen und zu umschiffen wußte und so bestimmten Dingen, die wir äußern wollten, auch Ausdruck verlieh. Das geschah in bedeutend anderen Maßen, als es vielleicht Schriftsteller oder auch Filmemacher versucht haben. Auch bei Schlagern, das ist vielleicht ein bißchen abwertend, also bei Liedern, die unterhalten sollten und populär sein sollten, haben wir die Auseinandersetzung mit diesen Leuten nicht gescheut.

Mir scheint es auch so, daß die Generation jüngerer Musiker sich einfach nicht mehr darum geschert hat, ob sie diese „Pappe“, die „Musikerpappe“ bekamen oder nicht. Jeder hätte sie bekommen können, mehr oder weniger leicht, aber sie haben sich nicht darum geschert, ob ihre Titel im Rundfunk laufen oder auf Schallplatte erscheinen, weil sie ein eigenes Vertriebsnetz aufgebaut hatten, um die Kassetten zu vertreiben. Die Musik konnten sie in unseren Studios, wir hatten private Studios, aufnehmen. Das war schon eine Diskrepanz zu uns, die nicht nur darin bestand, daß die Leute, vielleicht weil sie jünger waren, eine andere Musik gemacht haben, sondern sie haben dieses System einfach ignoriert aufgrund ihrer späteren Geburt.

**Helga Schubert:** Es freut mich, daß in einer ganz anderen Kunstgattung dieses Gefühl der Demütigung auch von Ihnen ganz genauso empfunden wurde. Sie sagten ja, Sie hätten die Leute ernst genommen, die eigentlich inkompetent waren. Das ist auch für mich ein Problem gewesen. Zensur ist gefährlich in der Diktatur, denn sie ermöglicht dem Schreibenden eine literarische Ausrede für einen vielleicht schlecht geschriebenen Text. Das ist für mich noch ein Aspekt, den ich erwähnen möchte. Er oder sie lernt nicht für die nächste Erzählung. Man wird verführt, ein dummes Gegenüber einfach deshalb zu ernst zu nehmen, weil es ein Hindernis ist. Die Zensurierenden zwingen den Schriftsteller auf ihre ängstliche, einengende, mißtrauische, humorlose Ebene. Und wehe der schreibenden Person, die keine Rückendeckung in ihrer Partnerbeziehung – wenigstens bei einem einzigen Kollegen, einem einzigen „normalen Menschen“ – hat, der sie nicht im Innersten verunsichert. Ich hatte, stellte der MfS-Offizier in seiner Ermittlung fest, in meinem Privatleben Kontakte zu Menschen, die ebenfalls „operativ bearbeitet“ wurden oder nicht zur „Abschöpfung geeignet“ waren. So war ich zwar im Privatleben vor Destruktion geschützt, es hat mir aber meine beobachtende und sichernde Haltung und nicht die Zensur in der DDR meine Heiterkeit und Leichtigkeit beim Schreiben genommen. Das ist meine Art der Diktaturfolge. Und nun bin ich voll Erwartung, wird meine 53jährige Seele die überstandenen Alpträume der Diktatur verarbeiten, wird sie schreiben wollen und nicht zu erschöpft sein, wird sie von der Bitterkeit und auch der Bösartigkeit der vom falschen Pferd Enttäuschten nicht zu sehr verwundet sein, wird sie fliegen können und die tragikomische Seite der ganzen Geschichte von oben, also aus leichter Distanz,

erfassen und darstellen können, für ein verwöhntes, überreiztes, ablenkbares Publikum?

**Lutz Rathenow:** Ich möchte noch einmal auf Christoph Tannert und Peter Böhlig eingehen, die eine sehr interessante, wichtige Frage für die achtziger Jahre aufwarfen. Ich möchte das nicht in der völligen Beliebigkeit versickern lassen, wie es auch am Schluß bei Herrn Herzberg anklang, etwa: jeder hat das Seine gemacht. Ich fände das für mich sehr unbefriedigend, wenn ich mir einreden wollte, daß ich zwischen 1973 und 1977 nicht manchen Unsinn geschrieben hätte, nur deshalb, weil ich das damals einfach nicht besser schreiben konnte. Christoph Tannert gebrauchte das Wort vom permanenten Ausweichen. Ich halte es für selbstverräterisch, genauso wie in dem Buch „Machtspiele“, das Peter Böhlig herausgegeben hat, was hier vielleicht schon zur Sprache kam und was ein sehr wichtiges Buch ist, daß ein Teil dieser Generation viel stärker verstrickt in die Verhältnisse der DDR war als er sich das eingestehen will. „Permanentes Ausweichen“ heißt, sich auf den Gegner zu fixieren. Was ist eigentlich geschehen? Natürlich lag eine andere Form der Existenz in der Gesellschaft in der Luft. Man konnte die staatlich-ideologischen Vorgaben gar nicht mehr ernst nehmen. Übrigens erwartete das der Staat auch gar nicht mehr so. Er erwartete keine positive Kultur mehr, wie vielleicht noch in den fünfziger und sechziger Jahren. Der neue Mensch à la Helmut Preissler oder in anderen, bildkünstlerischen Erscheinungen war faktisch nur noch in bestimmten Armeekantinen gefragt. Insofern war die Literatur oder die Kunst schon in einer Nische oder sollte sich in einer Nische ablenken, was die Verwendung bestimmter Stilmittel der Moderne selbstverständlich erlaubt, selbst wenn man sie dann im Detail immer noch durchkämpfen mußte.

Was ist verhindert worden durch diese Dauerhypnose? Ich bleibe einmal dabei, bei aller Problematik so genereller Formulierungen. Ich meine z. B. solch einen Brief, wie Du, Christoph Tannert, ihn mir vor kurzem geschickt hast, er wäre damals nicht möglich gewesen. Ein sehr interessanter Brief über ein Projekt künstlerischer Arbeit, wo künstlerische und politische Arbeit zusammenkommen sollen. Einen solchen Brief hättest Du doch nicht zu DDR-Zeiten geschrieben, auch wenn Du ihn nur privat in den Briefkasten gesteckt hättest. Solch ein Gedanke, eine solche Aktion durchzuführen, der auch damals schon in der Luft gelegen hätte, uns zu unserem eigenen Selbstverständnis Berührungspunkte zwischen bildender Kunst, Aktionskunst, verschiedenen Formen moderner Kunst und auch Literatur und Philosophie zu finden, ist damals blockiert worden. In diese Richtung haben wir nicht gedacht oder es ist zu wenig gedacht worden und dieses Denken ist beeinflusst worden. Und wenn ich an das Buch „Machtspiele“ denke, wie fixiert sich der Ekel oder die Angst der Staatssicherheit in den Selbstzeugnissen vieler Autoren äußert. Wenn ich nur an Johannes Jansen denke, ein wirkliches Talent, den ich jetzt aus

dem Kopf zitieren will. Er beschreibt in einem Beitrag, wie man neun Monate lang versucht hat, ihn anzuwerben. Das hat er nicht mitgemacht. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: er braucht kein schlechtes Gewissen zu haben. Er schreibt: „Ich merkte gar nicht, was sie wollten.“ Das ist sehr typisch, eine sehr häufig auftretende Beobachtung übrigens. „Manchmal kam es mir so vor, als ob sie einsam seien“, und dann, eine Seite später, schreibt er: „Ach, diese ärgerliche Stasi-Debatte. Die Akten sollen wohl klüger sein als ich.“ Ja, sie sind klüger als er. In den Akten steht wenigstens drin, was sie von ihm wollten. Und das noch nicht einmal selbst zu bemerken als Autor, vorher z. B. von dem Arbeitslager Schwedt, in das man nicht kommen wollte, einfach als „Hölle“ zu schreiben, heißt, daß man sich in seiner Abwehrbewegung von der DDR den finstersten Klischees angenähert hat, die überhaupt über sie existierten. Das reflektiert man dann überhaupt nicht mehr. Mit dem will man nichts zu tun haben, der Ekel, darüber noch nachzudenken, ist so groß, daß man sich völlig auf dieses System fixiert hat. Am schlüssigsten beschreibt das Sascha Anderson in seinem etwas zerrissenen Brief, wo er den Galrev-Verlag völlig richtig als die DDR-ähnlichste Nachfolge im literarischen Bereich definiert, viel ähnlicher ihr als „Geschlossene Gesellschaft“, als z. B. der Reclam-Verlag seine offensive, diskussionsbereite, in verschiedene Richtungen offene Literaturpolitik jetzt betreibt.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ja, schönen Dank. Liebe Kolleginnen und Kollegen von der Enquete-Kommission. Ich erwarte jetzt Ihre Fragen. Gert Weisskirchen hat sich als erster gemeldet. Bitte, Gert Weisskirchen.

**Abg. Prof. Weisskirchen (SPD):** Ich glaube, daß der Lutz eben den Nagel getroffen hat, auf den es ankommt. Wenn ich das richtig aus dem Westen verstanden und beobachtet habe, ich kann das nur von dieser Perspektive aus beurteilen, glaube ich, gab es ein Mischungsverhältnis zwischen Anpassung und Widerstand. Es gab weder auf der einen Seite – oder nur in Extremfällen – einen ausgeprägten Widerstand und es gab auf der anderen Seite auch nur in extremen Fällen eine wirklich ausgeprägte Anpassung. Oder anders ausgedrückt: diejenigen, die Literatur oder Kunst produziert haben, konnten weder ausgesprägte Widerständler sein, noch konnten sie ausgeprägt angepaßt sein oder es wäre keine Kunst gewesen. Und in diesen Mischungsverhältnissen, in diesem Changieren zwischen Aufmüpfigkeit auf der einen Seite, die aber gepaart ist mit Opportunismus, und der Anpassung, in diesem Mischungsverhältnis, glaube ich, käme es jetzt darauf an, und das ist meine Frage an all die, die darauf eine Antwort finden können, kommt es darauf an, daß man nach qualitativen Maßstäben versucht, das, was erarbeitet worden ist, festzuhalten. Die Frage ist, inwiefern – vom Westen her – ist eigentlich diese Qualität, die erarbeitet worden ist, vom Westen bestärkt oder unterlaufen worden? Kann es sein, daß Autoren

aus dem Westen, weil sie entweder den ausgeprägten Widerstand unterstützt haben oder die ausgeprägte Anpassung, dazu beigetragen haben, daß Qualität dabei entweder verhindert worden ist oder gefördert worden ist? Denn die Rolle dessen, was vom Westen an Bestärkung oder auch an Schwächung ausgegangen ist, hat bei Euch bisher keine Rolle gespielt. Das würde mich aber interessieren.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Frau von Renesse.

**Abg. Frau von Renesse (SPD):** Bitte verstehen Sie das, was ich sage, jetzt wirklich als Frage. Ich verbinde damit überhaupt keine vorgefaßte Meinung oder Vorstellung, die ich selber schon hätte, sondern ich möchte das, was ich jetzt ausführe, gerne von Ihnen in Ihrer Beurteilung wissen. Die Ambivalenz der Situation der Künstler ist deutlich zum Ausdruck gekommen. Aber ich frage mich jetzt, welche Wirkung hat dies auf das Publikum gehabt? Was ist z. B. mit einer Jugend, die, wie Professor Wicke heute morgen sagte, sich schon längst von der DDR innerlich verabschiedet hatte, gleichwohl aber in den Konformitätssignalen lebte, darüber vielleicht weniger reflektierte als das in der Schicht der produzierenden Künstler notwendig war? Was sind die Folgen im psychischen Verhalten, im psychischen Fertigwerden mit dem inneren Abschied und dem äußeren Verhalten? Was kann dabei herausgekommen sein, aus dieser Zwangsschizophrenie? Ist die Folge möglicherweise eine geringe Entwicklung der Fähigkeit zur handlungsorientierten Konfliktbewältigung, ein Hinnehmenkönnen und ein insgeheim Sich-Kaputtlachen? Ein genußvolles Zuschauen zu Konfliktgrotesken, die man dann irgendwo sieht, aber möglicherweise ein geringes Sich-Einmischen? Denn das scheint mir deutlich zu sein, und jetzt komme ich doch zu einer Meinung: Gert Weisskirchen verwendete gerade das Wort „Aufmüpfigkeit“. Daß das, was an handlungsorientierter Konfliktbereitschaft, ich sage es einmal etwas hochtrabend, zu einem demokratischen Gemeinwesen klassischerweise dazuaddiert wird oder als Voraussetzung gesehen wird, daß das in der DDR wenig Chancen hatte, sich zu entwickeln.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ich lese mal vor, wer hier noch auf meiner Rednerliste steht: Dr. Faulenbach, Professor Weber, Armin Mitter, Rainer Eppelmann. Habe ich jetzt jemanden übersehen?

**Sv. Dr. Bernd Faulenbach:** Wenn man resümiert, was wir gehört haben, dann muß man doch feststellen, daß alle Versuche, die Tatbestände begrifflich zu fassen, offenbar scheitern. Der Begriff der Subkultur ist offenbar unzureichend. Alle Begriffe haben ihre Grenzen: Gegenkultur, Alternativkultur, Nischenkultur, teilautonome Kultur, autonome Kultur usw. Für jeden dieser Begriffe lassen sich bestimmte Argumente anführen, aber sie decken auch die komplizierten Tatbestände zu. Wir kommen wohl nicht daran vorbei, für die verschiedenen Bereiche von Kunst und auch für verschiedene Phasen,

im Grunde genommen vielfach auch für Individuen oder kleine Gruppen, die Dinge sorgfältig, differenziert zu rekonstruieren. Ich möchte deshalb als Frage formulieren, welche Begrifflichkeit am ehesten geeignet ist, dieser sehr komplizierten Lage von Kunst und Kultur in der DDR gerecht zu werden?

Eine damit zusammenhängende zweite Frage. Frau Schubert hat die Gegenüberstellung von Detailkritikern und Systemkritikern in die Diskussion gebracht. Müßte man nicht doch von dieser Begrifflichkeit abgehen? Müßte man nicht vielmehr zwischen Systemgegnern und Systemreformisten unterscheiden? Denn es war doch die Frage, ob man das System für reformfähig gehalten hat und es reformieren wollte oder das für unmöglich hielt. Das würde vielleicht dem Selbstverständnis der verschiedenen Gruppen schon näher kommen. Man wird freilich weiterfragen können: ist nicht auch diese Polarisierung unzutreffend oder arg grob, weil sie die Entwicklung bei einer ganzen Reihe von Kritikern außer acht läßt? Es ist ja durchaus denkbar, daß man angesichts der Vergeblichkeit einer Reform zur Systemkritik kommt usw., so daß die Übergänge in vielen Fällen viel fließender sind als eine solche Polarisierung annimmt.

Es wäre auch die Frage, ob das System als solches sich im Laufe der Entwicklung nicht verändert hat und sich die Klimata ebenfalls verändert haben.

**Sv. Prof. Dr. Hermann Weber:** Ich möchte noch einmal zurückgehen auf das, was Herr Kollege Wicke gesagt hat. Er hat auf das Jugendkommuniqué von 1963 hingewiesen und es ist interessant, daß dieses immer wieder auftaucht. Hier ein den Ernst etwas durchbrechender Hinweis. Es gab damals den FDJ-Vorsitzenden Schumann, der später Parteisekretär in Leipzig wurde. Man hat im Rahmen dieser Versuche der SED, sich anders zu verhalten, die Jugend selbst bestimmen zu lassen – Sie haben es ausgeführt – auch zugestanden, daß beispielsweise der damalige Modetanz Twist getanzt werden durfte. Das Amüsante war, daß damals der schon etwas betagte Vorsitzende der FDJ Schumann – FDJ-Führer waren ja nie die jüngsten – versuchte, diesen Twist einmal vorzutanzten. Wie das ausging, können Sie sich denken. Was ich damit sagen will, ist folgendes. Wir haben das Problem, daß von Seiten der Führung die Jugend gewonnen werden sollte, darunter verstanden sie ideologische Überzeugungsarbeit. Ich komme gleich auf meinen Begriff von Ideologie zurück. Oder daß man etwas versuchte, was man Neutralisieren nennen könnte: Man war schon zufrieden, wenn die Jugend nicht aufmüpfig wurde. Dieses Jugendkommuniqué von 1963 war natürlich ein Versuch der Neutralisierung. Sie sollten ruhig ihre Tänze tanzen, aber politisch nicht aufmüpfig werden. Meine Frage wäre nun an Sie: Kann man das bis in die achtziger Jahre verfolgen, diesen Zwiespalt, einmal der Anspruch der Führung, in der Jugend Anhängerschaft durch ideologische Überzeugung zu gewinnen, andererseits der Versuch der Neutralisierung? Gibt es die erste Richtung dann überhaupt

noch? Hat man das längst aufgegeben, geht man also allein zum Prinzip der Neutralisierung über oder nicht?

Eine zweite, daran anschließende Frage. Hier kann ich das, was Bernd Faulenbach angeführt hat, noch weiterführen. Wir müssen natürlich sehen, daß bei der Opposition oder wie immer man das nennen will, ein sehr differenziertes Verhalten festzustellen ist. Das, was Sie benannt haben: Totalopposition oder Teilopposition. Von der Verfolgerbehörde her spielt das überhaupt keine Rolle. Die Verfolgerbehörde will natürlich den konformen Staat und damit auch den konformen Bürger und jeder, der aus dieser Konformität ausbricht, ist für sie schon der Feind. Das heißt also, wir müssen hier sehr genau aufpassen, daß wir nicht nur die eine Sicht haben, die durchaus diskussionswürdig ist, nämlich die der Einschätzung der Opposition. Wir müssen zugleich beachten, daß der Staat das anders sieht, die Stasi auf Anweisung der SED-Führung hatte da bestimmt andere Vorstellungen.

Was will den eigentlich diese Staatsführung? Da möchte ich Herrn Herzberg doch widersprechen. Die Vorstellung, diese Staatsführung ist durch ihr Streben nach sozialer Gerechtigkeit zu charakterisieren, muß ich ablehnen. Wenn Sie das für die zwanziger Jahre in Rußland gesagt hätten, könnten wir darüber streiten, aber bei der DDR haben wir es zu tun mit einer Führung, die Machterringung und Machterhalt will. Und zwar, um ein System aufzubauen, das nicht mit sozialer Gerechtigkeit zu umschreiben ist, sondern mit dem totalen Staat, in dem die Befehlsgewalt von oben nach unten geht und man sich entweder konform zu verhalten hat oder ausgegrenzt wird.

Nun meine nächste Frage. Wenn man das auf die achtziger Jahre bezieht, wie weit kann man sagen, daß das auch der Opposition in all ihren Schattierungen klar war? Die Frage zielt ab auf die identitätsstiftende Wirkung der Ideologie, dieser Idee: wir sind auf dem Boden des Sozialismus, da gibt es viele Fehler. Im Prinzip läßt sich diese Vorstellung mit dem Anliegen „soziale Gerechtigkeit“ vereinbaren. Meines Erachtens aber kann man die Ideologie auf einen Satz reduzieren und das ist dann der Kern: Die Partei hat immer recht.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ich bitte darum, die nächsten Fragen etwas kürzer zu fassen, damit diejenigen, die darauf antworten sollen, dazu überhaupt noch die Chance haben. Armin Mitter.

**Sv. Dr. Armin Mitter:** Meine Frage wendet sich an Herrn Herzberg. Ich glaube, was Sie sagen, ist völlig richtig. Man muß natürlich die Dinge empirisch untersuchen und insbesondere sollte man mit solchen Begriffen wie „Identifikation breiter Massen mit der DDR“ sehr vorsichtig umgehen. Gestern beispielsweise ist mir zu meinem großen Erstaunen von einer Generation hier vorn auf dem Podium mitgeteilt worden, daß man im Mauerbau eine durchaus positive Erfahrung gesehen habe, weil man dachte, die DDR fange nun eigentlich erst zu existieren an. Wenn ich

mir aber die Stimmungsberichte anschau, und ich habe mir nicht nur die Stimmungsberichte der Staatssicherheit angeschaut, sondern auch die SED-Stimmungsberichte und die Stimmungsberichte der Gewerkschaften, da stellt sich doch heraus, daß da ganz unterschiedliche Leute zusammengelebt haben müssen. Denn die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung hat die Sache ganz anders gesehen und das bringt mich jetzt zu folgender Frage: Schon in den sechziger Jahren existiert der Widerspruch zwischen Intellektuellen und der breiten Masse. Und wenn man mit „Sozialismus“ oder „Identifikation mit der DDR“ operiert, dann sollte man natürlich auch fragen, für wen sollte die DDR eigentlich da sein? Ich glaube, daß sich prinzipiell an der Identifikation mit der DDR oder mit dem Staat oder mit dem praktizierten Sozialismus in der DDR seit dem Mauerbau nichts mehr geändert hat. Im Gegensatz dazu ist das interessante Phänomen zu verzeichnen, daß die Intellektuellen in ihrer großen Breite immer wieder darüber diskutiert haben, den Sozialismus, die DDR, zu erhalten, die breiten Massen dagegen, die überwiegende Zahl der Bevölkerung war aber schon seit dem Mauerbau mit diesem Land fertig.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Rainer Eppelmann.

**Abg. Eppelmann (CDU/CSU):** Ich muß einen Satz zur Aufgabe der Enquete-Kommission sagen. Wenn ich das richtig verstehe, haben wir die Aufgabe, möglichst differenziert und möglichst fair festzustellen, wie das gewesen ist. Warum ist was wie in dieser DDR passiert und wie ist es den sechzehn Millionen dabei gegangen? Aus diesem Grunde habe ich wenigstens an zwei Stellen ein schlechtes Gefühl in der letzten Stunde bekommen. Das ist mir zu sehr, entschuldigt den Ausdruck, Einheitssauce gewesen. Stimmt das wirklich, daß jeder das Seine getan hat? Lutz, stimmt das wirklich? Hat jeder die Möglichkeiten, die er hatte, ausgeschöpft? Oder ist es nicht doch so gewesen, daß es Menschen gab, die innerhalb der Möglichkeiten ganz gut gelebt haben und andere, denen es nicht so gut ging? Wie ist das bei Gesprächen von Schriftstellern gewesen? Ist man da immer einer Meinung gewesen? Hat man sich da honorig auf die Schulter geklopft und gesagt, Du bist genau so wacker wie ich oder habt Ihr manchmal auch gestritten, weil Ihr meintet, Ihr habt unterschiedlich gehandelt und Eure Funktion unterschiedlich ernst genommen, Eure Möglichkeiten unterschiedlich ausgeschöpft? Hat es da auch Streit gegeben? Das würde mich interessieren.

Die zweite Frage. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Sascha Anderson und Christoph Tannert. Da habe ich als Vierzigjähriger etwas überrascht festgestellt, die politische Zielrichtung in einer künstlerischen Aussage sei dem einen oder anderen jungen Künstler nicht wichtig gewesen. Für mich war das damals unfassbar. Das hat ihn nicht heiß gemacht. Aber es hat doch nicht jeder seine „Pappe“ gekriegt! Ich kenne Musiker, die gern eine „Pappe“ hätten haben wollen und keine gekriegt haben und für meinen Eindruck nicht

deswegen, weil sie so schlecht gewesen sind, sondern weil das, was sie bringen wollten, offensichtlich nicht opportun gewesen ist. Nein, das ist kein Angriff auf Dich, aber Du hast vorhin gesagt, die „Pappe“ hätte jeder kriegen können. Für meinen Eindruck konnte sie nicht jeder kriegen, der sie haben wollte. Ich denke an Christoph Tannert, der manchmal ein bißchen schmaler aussah, ein bißchen blasser, als er heute aussieht. Für meinen Eindruck auch deswegen, weil er den Eindruck hatte: ich habe was zu sagen. Ich kenne auch manchen Liedermacher, der den Eindruck hatte: ich habe was zu singen, aber das kann ich im günstigsten Fall nach Feierabend machen, ich kann damit, obwohl ich es gerne möchte, mein Geld nicht verdienen, weil das, was ich sage, im Augenblick nicht angenehm ist. Da ist mancher, den ich kenne, traurig gewesen, daß er nicht nach Amerika oder Frankreich oder Italien konnte, sondern eingebaut war. Er konnte nicht das zeigen, was er konnte. An diesen beiden Stellen, die ich eben angesprochen habe, bitte ich doch noch einmal um ein bißchen mehr Differenzierung. Ich glaube nicht, daß jeder immer alles getan hat, und ich glaube auch nicht, daß wir immer alle gleich glücklich und zufrieden gewesen sind.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Ich überlege, wer das gesagt haben soll. Markus Meckel.

**Abg. Meckel (SPD):** Die Frage hätte ich auch gestellt. Ich glaube, das hat hier keiner gesagt. Ich fand wichtig, was Christoph Tannert gesagt hat. Die Unterschiedlichkeit ist so groß – und die habe ich hier viel stärker gesehen als die Einheitssauce – daß man sich die einzelnen Biographien, die einzelnen Haltungen genauer ansehen muß. Trotz allem gibt es für mich einen ziemlich starken Trend und hier knüpfe ich an einen Punkt an, den Rainer Eppelmann genannt hat, nämlich das Verhältnis von sog. Subkultur, egal, welchen Begriff man jetzt verwendet, und der Entpolitisierung auch alternativer Kunst in der DDR. Es gibt da Ausnahmen. Lutz ist mit in der Reihe derjenigen, die ich unter die Ausnahmen fassen würde und mancher andere auch. Ich überblicke natürlich nur einen Teil und deshalb frage ich noch einmal nach. Wie sehen Sie es selbst? Ein großer Teil junger Künstler, alternativer Künstler, ließ sich da nicht mehr einbinden. Sie machten ihre eigenen Sachen, behandelten natürlich auch die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit anders. Sie wurden vom Staat als politische, als feindliche Kräfte behandelt, verstanden sich selbst auch durchaus in Ablehnung zu diesem System. Aber etwas dafür zu tun, daß es sich wirklich änderte, außer, selbst anders zu sein, das wollten sie nicht! Das ist jedenfalls meine Beobachtung für die Zeit Ende der achtziger Jahre. Ich möchte fragen, ob die verschiedenen Teilnehmer diese Beobachtung teilen oder ihr eher widersprechen würden.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Martin Gutzeit.

**Sv. Martin Gutzeit:** Ich möchte noch einmal auf den Kulturbegriff zurückkommen, der eine gewisse Schwierigkeit in sich birgt. Wenn man versucht, von

Gegenkultur, Subkultur zu reden, bleibt irgendwie immer noch als Referenz die Sphäre des Politischen, d. h. also, man geht davon aus, daß Kultur und Politik sehr stark miteinander zu tun haben. Ich glaube, man kann das nicht in jedem Fall voraussetzen und es wird auch schwierig, an jeden diesen Anspruch unmittelbar zu stellen. Ich habe dann aber eine andere Schwierigkeit, wenn an die Kultur dieser politische Anspruch gebunden ist, wenn damit sozusagen ein Elitebewußtsein verbunden ist. Ob jemand wollte oder nicht, die Sphäre des Politischen war in der Breite überhaupt nicht da, aber wenn man von außen reinschaut, dann war da jemand, der irgendetwas sagte und ernst genommen wurde für etwas, wofür er sich vielleicht gar nicht zuständig fühlte.

Ein weiterer Aspekt, bei dem man nachfragen müßte, hat mit dem Deutsch-Deutschen zu tun, aber auch mit unserer Geschichte. Die Kultur in der DDR muß ja nicht unbedingt immer in bezug auf „das System, was wir haben“, gehabt haben, gesehen werden und die Entwicklungen, die es gegeben hat, auch in der Pop-Musik, haben sehr viel mit dem westlichen System zu tun. Der Referenzpunkt war ja nicht unbedingt nur die Partei. D.h. also, es entwickelte sich hier etwas in einem System, das dort gar nicht seine unmittelbaren Quellen und Ursachen hatte und darauf bezogen war. Ich denke, hier haben wir in der DDR eine besonders schwierige Situation gehabt im deutsch-deutschen Verhältnis. Man konnte quasi in einer anderen Welt leben und war zugleich auch immer noch hier. Diese Spaltung hat z.T. zu sehr absurden Erscheinungen geführt. Man hat in zwei Wirklichkeiten gelebt, aber eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen diesen Wirklichkeiten ist auch durch die kulturellen Eliten gar nicht zustande gekommen.

Nun noch einmal zu Helga Schubert. Ich verstehe ja dieses Problem, die Unterscheidung zwischen System- und Detailkritik. Ich habe aber in den kulturellen Eliten keinen gesehen, kaum jemanden, der hier tatsächlich öffentlich diese Kritik, und zwar als volle Konfrontation gegen das System, ausgesprochen hätte. Und da wird es dann schwierig. Wer in dieser kulturellen Szene hat denn tatsächlich, mit den Begriffen, die wir heute gebrauchen, von diesem „totalitären SED-Regime“ geredet, das jeglicher politischer Legitimation entbehrte?

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Die letzte Frage kommt von Wolfgang Thierse.

**Abg. Thierse (SPD):** Ich merke, daß meine Frage nur die Variation vorheriger Fragen ist, deswegen will ich mich kurz fassen. Lutz Rathenow hat ganz richtig darauf hingewiesen, daß „Anpassung und Widerstand“ ein etwas grobes Raster ist. Um das zu verfeinern, möchte ich gerne nach dem Verhältnis fragen von einerseits politischer Motivierung und andererseits politischer Wirkung. Es ist eine einfache Gleichung. War jene kritische Haltung und waren kritische Aktivitäten, die aus ehemaliger, aus ursprünglicher Identifizierung mit der Idee namens Sozialismus resultierten, und die schmerzlichen Ablösungsprozesse

davon, am Schluß vielleicht wirkungsvoller als jene späteren Haltungen bei Menschen, die sich einfach abgewandt haben und sagten, das geht uns nichts mehr an? Waren die Kunstübungen, die einfache Übung der Abwendung, des Nichtmehrdazugehörens, am Schluß wirkungsvoller oder die Äußerungen jener, die sagten, das geht uns verflucht alles noch an? Ich möchte sagen, die politische, die moralische, die ästhetische Bewertung all dessen kommt an dieser Stelle nicht zur Deckung und ich wünsche mir sehr, daß sie nicht einfach zur Deckung kommt.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Es haben jetzt alle, die hier vorn sitzen, noch einmal die Gelegenheit, zu antworten. Ich denke, wir sollten es wieder etwa bei maximal drei Minuten belassen, damit wir noch einigermaßen in dem vorgesehenen Zeitraum bleiben. Wir ändern jetzt einmal die Reihenfolge und fangen mit Lutz Rathenow an.

**Lutz Rathenow:** Um auf das Wort von Herrn Weber einzugehen von der Partei, die immer recht hat: ob sich die DDR darauf reduzieren läßt? Auf einer ganz hohen Ebene der Abstraktion vom politischen System her natürlich, ja. Aber gleichzeitig müssen nun die verschiedenen Vertuschungsstrategien untersucht werden, an denen einzelne Personen übrigens subjektiv authentisch als Überzeugte mitgewirkt haben könnten, nicht in dem Wissen, daß es Vertuschungsstrategien sind. Diese Vertuschungsstrategien könnten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ergebnisse bewirkt haben. Eine Vertuschungsstrategie ist seit Honeckers Zeiten die Scheinliberalisierung, um eine Demokratisierung zu vermeiden, sie ist ein Hin zur Unterhaltungspolitik insgesamt, Entspannung, Neutralisieren durch Ablenkung. Der Westen hat in verschiedenster Form dazu beigetragen, nicht nur dadurch, daß er die Filme zur Verfügung stellte oder die Schlagerstars, die dann im DDR-Fernsehen für höhere Einschaltquoten sorgten, nicht nur dadurch, daß die DDR eigene Science-Fiction-Produktionen oder eigene Western aufgab und sich zunehmend der westlichen Unterhaltungsindustrie bediente. Er hat auch in der Weise dazu beigetragen, indem die Westmark als Parallelwährung quasi eine Nebenbeikarriere außerhalb der Parteistrukturen ermöglichte, indem das Westreisen-Können zunehmend zum bevorzugten Ansporn und eigentlich zum einzigen Belobigungsmittel für Wohlverhalten in den achtziger Jahren geworden ist. Das könnte man jetzt alles analysieren.

Man muß der DDR auf jeden Fall eins lassen, sonst kommt man im Ost-West-Dialog zu einem toten Punkt. Man konnte noch bis zum letzten Tag zum Arzt gehen und wurde behandelt, ohne ihn vorher bestechen zu müssen. Das war in keinem anderen real-sozialistischen Land mehr so, bei Zahnärzten war es bei bestimmten Sachen auch fast nicht mehr so. Es kriselte auch da. Aber die DDR ist erwischt worden, bevor das Ausmaß ihrer ganzen ökonomischen, ökologischen Krise jedem offenbar geworden ist. Heute ist das ein ganz entscheidender Punkt für Nostalgieübungen verschiedenster Art,

verschiedenster Intensität. Man kann sich an Dinge erinnern, die gar nicht so schlecht waren, partiell. Diese muß man als Erinnerungsfetzen einfach auch ernst nehmen. Das war einfach anders als in Rumänien oder Polen, wo das Desaster viel deutlicher war. Wieweit das dann durch die indirekte Mitgliedschaft in der EG und andere Dinge bedingt ist, das ist dann schon wieder ein anderes Thema.

Ich nehme Christoph Tannert als Kunsthistoriker und Peter Böhlig als Literaturwissenschaftler sehr ernst. Deswegen wende ich mich wieder an sie und finde, daß sie auch schon zu DDR-Zeiten etwas geleistet haben und bin durchaus nicht der Meinung, daß ihre Arbeit oder die Arbeit der jetzt von ihnen vielleicht favorisierten Künstler entwertet wird, wenn ich eine bestimmte Form von Befangenheit, von prinzipieller Befangenheit zu kritisieren versuche. Bilder sind eben auch Bilder und sind wirklich nicht nur als politische Willensbekundungen zu werten. Wir müssen der Kunst einen unabhängigen autonomen Raum zubilligen. Gerade von der bundesdeutschen Seite ist dies nicht nur in den achtziger Jahren extrem gefordert worden. In einer entpolitisierten und eigenen Literatur gab es faktisch zwei Richtwerte. Es gab einerseits die Forderung von tagesjournalistischer Seite, politische News zu wollen, das war eine gewisse Förderung für kritische Aktivitäten, oftmals ohne großen reflektorischen Hintergrund. Einige Rundfunksender wie Rias, Deutschlandfunk waren erfreuliche Ausnahmen. Sie haben eine ständige intensive Beschäftigung garantiert und wenn sie nicht gewesen wären, wäre das alles sehr zufällig erfolgt.

1987, vor dem Honecker-Besuch, hatten zwei oder drei Westzeitungen, denen ich einen Artikel über neonazistische Tendenzen in der DDR angeboten hatte, kein Interesse daran. Der Westen hat in Form verschiedener Theorien, die zu uns bruchstückhaft reingeschwappt sind – jetzt muß man sehr vorsichtig sein mit dem Wort Postmoderne – einem gewissen spielerischen Umgang, der entpolitisiert hätte wirken können, Vorschub geleistet. Meiner Meinung nach sind auch eine ganze Menge Mißverständnisse passiert. Die Alternativen „Abwenden“ oder „Sich-gar-nicht-mehr-drum-kümmern“ einerseits und „Dazugehören“ andererseits sind auch schon wieder zu grob. Als Konsument konnte man sich unter Umständen auch genußvoll abwenden. Man konnte am 1. Mai, ich habe das selbst zweimal mit meinem Sohn gemacht, vorbeimarschieren an diesen älteren Männern da oben und das als Kunsthappening verstehen. Die Leute sahen, wie die sich dort gebärdeten und haben sich amüsiert. Das war keine sklavische Willensunterwerfung mehr, wie sie dann inszeniert im Fernsehen wirkte. Das ist natürlich, wenn man es nur als solche Inszenierung versteht. Wenn ich mir das nur zu Hause angesehen hätte, wäre ich vermutlich einer gewissen Selbsttäuschung unterlegen gewesen. Es gab keine adäquate andere Übertragung dieses Massenspektakels. Das hat

auch mich davon abgehalten, eine Übertragung in den künstlerischen Raum zu suchen.

Dieser Generationsriß ist also da und wir müssen aufpassen, daß wir nicht zu sehr in einer Generation steckenbleiben, weil dann dem Einzelnen seine unterschiedlichen Möglichkeiten genommen werden, die er vielleicht hatte. Das wäre jetzt alles eine Frage der Detailkritik. Dazu ist jetzt wohl nicht genügend Zeit.

Noch kurz zu Rainer Eppelmann. Es gab keinen prinzipiellen Streit. Es gab ein Aneinandervorbeigehen, Aneinandervorbeistreiten. Das war sehr hart. Das war sehr vernichtend, mitunter. Es gab einzelne Aktivitäten am Rande, die bei bestimmten Leuten bis hin zur gegenseitigen Manuskriptvernichtung gingen. Es gab natürlich Freundeskreise und Freundschaften, insofern hat sich diese Szene nicht von anderen Szenen unterschieden. Man konnte allerdings nicht – wie in den zwanziger Jahren bei den Surrealisten – auf der Straße mit der Waffe aufeinander losgehen, weil Waffen nicht vorhanden waren.

**Wolfgang Herzberg:** Zu der Frage, wie der Westen nach hier gewirkt hat. Auf der einen Seite natürlich sehr ambivalent. Bei mir war es jedenfalls wichtig, immer wieder nach einer eigenen Position zu ringen, also mich auch nicht von westlichen Medien vereinnahmen zu lassen. Ich lese mal einen Satz von Olaf Leitner vor, der die Ambivalenz solcher Sätze kennzeichnet. Er schreibt in „Rockszenen DDR“, und er war ein sehr sensibler Beobachter der Szene: „Sollte es gelingen, den steten Nörgeleien der Administration auszuweichen, wird sich „Pankow“ an die Spitze aller Rockbands des Landes setzen.“ Wir wollten aber nicht ausweichen. Es war uns wichtig, durch Eingaben, durch Texte, die schwieriger wurden, uns einzumischen und uns mit den Leuten anzulegen, gleichzeitig aber auch Bündnispartner in den Apparaten zu finden, diese Texte durchzusetzen.

Ich warne nochmals vor einem monolithischen Blick auf die DDR. Es gab, das ist unsere Erfahrung, sowohl im Institut für Gesellschaftswissenschaften, an der Humboldt-Universität, beim Komitee für Unterhaltungskunst im Rundfunk, ja im Fernsehen, immer wieder Leute, die uns Sympathie signalisiert haben und gesagt haben, wir müssen sehen, wie wir eure Texte und eure Dinge mit nach vorne bringen können. Macht hier vielleicht mal einen Abstrich, damit dieser Song geht. Und das war nun nicht nur Herrschaftskalkül, sondern das waren Leute, die sich wie wir einen Kopf darüber machten, daß dieser erstarrte Sozialismus auf Dauer nicht lebensfähig ist. Ich stimme Ihnen übrigens völlig zu, Herr Professor Weber, daß es dieser stalinistischen Führung nur noch um Machterhalt ging. Aber unser Anliegen war, die Verhältnisse wieder in Bewegung zu bringen, um die ursprünglichen Ideale dennoch neu einzulösen, also aus einem, wie wir sagten, embryonalen Stadium von Sozialismus herauszukommen und zu einer Wiedergeburt der Idee der sozialen Gerechtigkeit zu kommen. Dieses Paradigma saß außerordentlich tief, bei sehr

vielen Leuten, die sich auch beim Aufbruch 1989 beteiligt haben. Das darf nicht weggewischt werden.

Und es ist heute noch so, da stimme ich Rathenow völlig zu, die Erinnerung an diese sogenannten sozialen Errungenschaften, daß du deinen Arbeitsplatz sicher hattest, unabhängig von der Qualität des Arbeitsplatzes, daß du einen bezahlbaren Wohnraum hattest, daß du bezahlbare medizinische Ausbildung und Bildung hattest und einen gewissen Zugang zur Kultur hattest, ist noch wach. Diese Werte sind nicht vom Tisch. Das ist in der Erinnerung der Leute vorhanden und es wird als schmerzlich empfunden, daß das nun in dieser Weise nicht mehr da ist. Ich denke, man macht es sich **sehr** einfach, wenn man den Sozialismus nur unter dem Gesichtswinkel von Stasi-Herrschaft, von Mißwirtschaft usw. sieht, was ich aus der Oppositionshaltung heraus verstehe, und nicht sieht, daß die Sache auch eine andere Seite hatte, die bis 1989 in aller Deformation existierte. Mich macht die Sache auch deshalb traurig, wie viele andere auch, weil dieser Sozialismus offenbar durch einen Geburtsfehler von Anbeginn nicht reformfähig war. Ich vermisse hier Trauerarbeit, die in der Öffentlichkeit auf eine bestialische Weise verdrängt wird, weil man meiner Ansicht nach vergessen machen will, daß da Leute versucht haben, etwas anderes zu machen als diese Marktwirtschaft zu bieten hat. Wir wissen, ich erinnere an den vorletzten Leitartikel von Sommer in der „Zeit“, der darüber reflektiert, daß Kapitalismus nicht das letzte Wort der Geschichte ist und selbst einer großen Destabilisierung entgegengeht. Diese Diskussion ist ja nicht vom Tisch und deshalb sehe ich übrigens mein weiteres Selbstverständnis darin, Spurensicherung über das zu betreiben, was hier gewesen ist, weil aus dieser Erinnerung katalysatorische Kraft für eine Veränderung der politischen Kultur auch in diesem vereinigten Deutschland erwachsen wird.

**Toni Krahl:** Es kam die Frage auf, wie sich speziell der Umgang mit der Jugend in den achtziger Jahren in der DDR vollzogen hat. Es wurde beruhigt und betäubt, es wurde mehr erlaubt, etwa nach dem Motto: „Das tanzt sich weg.“ Das hat Peter Wicke in seinem Vortrag schon erwähnt. Das war die Politik in den achtziger Jahren. Ich glaube, daß die Jugendlichen, die ja nicht unbedingt nach den großen Sätzen, großen Büchern und großen Inhalten schauen, sondern ihr Protestverhalten durch Äußerlichkeiten zeigen, ihr Subversivsein durch Kleidung, durch Frisuren und Mode usw. äußern. Das hat sich in der DDR in den achtziger Jahren genauso stark verbreitet und da haben sich die Kids nicht viel anders verhalten als ihre jugendlichen Partner aus dem Westen. Ich glaube, daß wir, ich spreche jetzt von uns als Band, diesen Dingen auch Genüge getan haben, einfach dadurch, daß wir laut waren, indem wir Riesentürme von Anlagen aufgebaut haben und Krach gemacht haben. Das hat bereits als Signal für diese Jugendlichen gereicht.

Ich habe aber jetzt auch noch eine Frage, denn ich glaube, daß die Aufgabe der Kommission ziemlich klar ist. Sie steht ja schon im Titel: die Aufarbeitung

dieser ganzen Probleme. Ich hoffe aber, daß das Ziel nicht darin besteht, nachher einfach ein Buch zu veröffentlichen, sondern darin, zu verhindern, daß es eine Wiederholung geben kann. (Beifall) Das soll es doch wohl sein. Ich weiß nicht, wie lange die Kommission noch arbeitet, aber es ist alles immer noch genauso. Der Liedermacher hat keine Öffentlichkeit, höchstens nach Feierabend, weil er kein Podium hat. Und deshalb glaube ich, daß man da ein bißchen schneller sein muß. Ich rede von dem kritischen und vor allem **jungen** Liedermacher, nicht von dem bekannten Star aus München, der gleichsam als Alibi noch die Leute aus der Friedensbewegung der sechziger Jahre mobilisieren kann. Die jungen Leute finden nicht statt. Das ist übrigens nicht nur bei den Liedermachern so, sondern auch bei der Pop- und Rockmusik. Den jungen Leuten, die jetzt anfangen, ist es egal, ob sie durch die SED verhindert werden oder durch eine andere Partei oder durch eine Masse von Parteien oder durch die Macht der Medien oder des Geldes. Das ist ihnen egal. Das Ergebnis ist entscheidend. Und das Ergebnis ist nicht so weit weg von früher.

**Helga Schubert:** Es sind sehr viele differenzierte Fragen gestellt worden und in anbetracht der Tatsache, daß Sie alle zur Legislative gehören, müßte man jetzt alles ganz genau beantworten, um z. B. den Einfluß Ihrer Redebeiträge oder Ihres Abstimmungsverhaltens beim SED-Unrechtsbereinigungsgesetz zu beeinflussen. Ich kann allerdings nicht alles beantworten. Ich möchte eigentlich nur noch etwas spezifizieren, weil ich gemerkt habe, daß das, was ich gesagt habe, ein Mißverständnis ausgelöst hat. Damit kann ich auch zwei Fragen beantworten.

Es wird gesagt: wo ist denn nun die Regimekritik, wo ist denn die Systemkritik gewesen? Mein ganzer Beitrag hat davon gehandelt, daß Systemkritik und Detailkritik in der Diktatur nicht zu unterscheiden waren, weil Systemkritik politisch kriminalisiert worden ist. Unter Systemkritik verstehe ich, wenn jemand sagt: das ist hier eine Diktatur, das ist eine Verbrecherdiktatur. Das hätte dazu geführt, daß er, wenn er privilegiert war, vielleicht, ich kenne solche Leute allerdings nicht, sofort in den Westen abgeschoben worden oder aber in die Psychiatrie gekommen wäre. Ich habe von Denken gesprochen. Ich habe davon gesprochen, wie es innen gewesen ist und ich habe davon gesprochen, daß es Leute gegeben hat, die dieses System mit Hoffnung verbunden haben, Herr Herzberg gehört dazu, und ich kann das auch achten, zumal wenn jemand aus einer solchen Familie kommt. Ich gehöre zu denen, und ich glaube, es haben Millionen so gedacht wie ich, die keine Hoffnung auf dieses System gesetzt haben und die dauernd vor der Frage standen, geht man, läßt man die Familie zurück, oder nicht. Man ist jahrelang, darauf möchte ich diejenigen aufmerksam machen, die nicht hier gelebt haben, man ist jahrelang auch von seiner künstlerischen Arbeit, ich will nicht sagen abgelenkt worden. Natürlich liegt es in der Verantwortung eines jeden Menschen, der sich entschließt,

Schriftsteller zu sein oder einen anderen Beruf auszuüben, sein Leben auch so zu gestalten, daß er sich die Möglichkeiten schafft, zu arbeiten. Aber man ist doch unheimlich abgelenkt worden von Leuten, die ich für politische Kriminelle gehalten habe. Jetzt finde ich es aber viel wichtiger, daß man das auch so benennen darf. Ich weiß, daß es Menschen gibt, die das anders sehen und darum kommt es zu Ihrer Frage. Es ist meine größte Hoffnung, daß man so spricht, wie jetzt auf diesem Podium, denn das ist ja in der DDR nicht möglich gewesen.

Noch zu der unterschiedlichen Meinung zur „Systemkritik“. Diese konnte ja nicht ausgedrückt werden. Erst durch die Demaskierung nach dem Ende der Diktatur ist es möglich, daß man es so ausspricht. Wir sind hier in einer Gesellschaftsordnung groß geworden, in der es immer den „richtigen Standpunkt“ gegeben hat. Es wurde immer gesagt: „Das ist kein richtiger Standpunkt“ und „Wie denkst du denn?“ und „Er muß noch an den richtigen Klassenstandpunkt herangeführt werden“ oder „Das ist kein Klassenstandpunkt.“ Immer dieses dumme, psychotische Gerede, dem man ausgesetzt war, jahrzehntelang. Vielleicht gibt es das jetzt immer noch, aber jetzt kann man der Sache gleichberechtigt gegenüberstehen. Die jungen Leute, die das in der Schule so gehört haben, haben jetzt plötzlich Lehrer, die auch versuchen, eine andere Meinung gelten zu lassen. Man kann ja nicht immer davon ausgehen, daß die Lehrer das alles so wollten. Z.T. haben sie ja auch in ihrem Verhalten dem Lehrplan entsprochen und ich halte es durchaus für möglich, daß Lehrer in der Lage sind, auch diese Kinder hier zu demokratischem Verhalten zu erziehen. Dazu gehört aber, daß man eine andere Meinung stehen läßt, sicher, dies ist eine Binsenwahrheit, aber das haben wir nicht gelernt, daß man den anderen nicht gleich ganz verachtet, wenn er eine andere Meinung hat. Ich merke es auch an mir selbst, daß ich die Leute, die jetzt nostalgisch sind, nicht ertragen kann, daß sie mich krank machen. Es ist halt meine eigene Schwierigkeit, Leute gern zu haben, obwohl sie vollkommen anders politisch denken. Ich sehe sie immer noch als eine Gefahr an. Ich verhalte mich also so, wie sich die DDR offiziell mir gegenüber verhalten hat. Bei den jungen Leuten ist es u.U. auch so. Und ich sehe das aber nicht als ein endgültiges, psychotherapiebedürftiges Denken, sondern es ist jetzt drei Jahre danach eben da und man kann es auch ändern, z. B. durch solche Diskussionen.

**Prof. Dr. Peter Wicke:** Ich möchte mit der Frage anfangen, inwieweit diese z.T. sehr diffizil gehandhabte Politik, unter Jugendlichen auf der einen Seite Anhängerschaft zu gewinnen, auf der anderen Seite zu neutralisieren, bis in die letzten Tage zutraf. Für mich ist es ein erstaunliches Phänomen sowohl in der Rückschau wie bereits in der Beobachtung dieser Zeit, daß gemäß den Befunden der Soziologen, der Mediensoziologen, der Jugendsoziologen, ab Mitte der achtziger Jahre ein immens großer und immer noch rasch wachsender Teil Jugendlicher eigentlich durch nichts mehr in der DDR erreicht wurde.

Ich muß sagen, bedauerlicherweise auch nicht mehr durch die im Lande stattfindende Rock- und Popmusik, egal welcher Couleur. Diese Befunde sind ja der Führung bekannt gewesen. Irgendwelche Reaktionen habe ich nicht mehr beobachten können. Deshalb vermute ich – es ist, wie gesagt, eine Vermutung, soweit sind wir noch nicht in der Aufarbeitung, um da wirklich Belege vorbringen zu können –, daß es die Politik der Realitätsverdrängung auch auf diesem Gebiet gegeben hat. Diese Politik setzte sehr deutlich auf Gebieten ein, wo nicht ganz dringende Probleme zum Störfall, zum innenpolitischen Störfall wurden. Man verdrängte einfach die Tatsache, daß es überhaupt ein Politikfeld gibt. Am Schluß schien mir das so abzulaufen.

Dies Problem hat auch mit der Frage zu tun, was die Folgen der „Zwangsschizophrenie“ sein mögen. Ich weiß nicht, ob der Begriff das wirklich trifft, weil er voraussetzt, daß man auf der einen Seite den Abschied registriert und auf der anderen Seite Konformität im Verhalten. Der Begriff „Konformität“ bezieht das ja wieder zurück auf das System, er setzt den Systemrückbezug voraus, nämlich, konform zu etwas zu sein. Genau das spielte aber in der wechselseitigen Ignoranz großer Teile der Jugend gegenüber dem System, in dem sie lebten, auch umgekehrt der Ignoranz der Zusammenhänge ihnen gegenüber, eigentlich keine, zumindest keine unmittelbar erfahrbare, Rolle mehr. Insofern scheint es mir etwas vorschnell, das mit Begriffen wie „Schizophrenie“ zu belegen. Das ist, glaube ich, komplizierter und komplexer.

Noch schwieriger wird es bei der Frage nach den möglichen Folgen des Ganzen. Im grundlegenden Befund stimme ich sofort zu. Egal, wie man die Endsituation, was die Rolle der Jugend angeht, die Situation der Jugend hier, noch differenzieren mag, es steht völlig außer Frage, daß sie zu einer handlungsorientierten Konfliktbereitschaft nicht im geringsten beitragen konnte. Die Frage nach den Folgen, die das haben kann, wird man sicher pauschal nicht beantworten können. Hier sind mit Sicherheit soziale Differenzierungen angebracht. Es ist auch noch ein bißchen früh, die Beobachtungen, die ich dazu habe, zu deuten, denn sie sind noch nicht belegt. Ich würde aber zunächst die Beobachtungen, die ich dazu habe, mit dem Begriff „Wagenburg-Mentalität“ belegen. Dabei ist es egal, ob diese Mentalität aus DDR-Nostalgie gespeist ist, oder, was mir viel mehr Sorgen macht, am rechten Rand, am extrem rechten Rand des politischen Spektrums angesiedelt ist. Das wäre im Prinzip, so würde ich das, was ich da beobachte, interpretieren, genau die Fortsetzung dieser Verhaltensmuster. Man lebt sozusagen außerhalb all dessen. Ich lebe auf mich bezogen, in meiner Welt, und schaue gar nicht mehr danach, wo möglicherweise Ansatzpunkte des Sicheinbringens, auch des konfliktorientierten Sicheinbringens, sein könnten, weil man damit aufgewachsen ist, daß das alles keinen Sinn macht. Die Jugendlichen sind sich der außerordentlichen Problematik, auch der sozialen Problematik, in der sie sich befinden, gar nicht

bewußt, sie sind auch nicht von besonderer Sensibilität diesen Entwicklungen gegenüber geprägt.

**Peter Böhlig:** Ich will als Einstieg das Wort von Herzberg über die Trauerarbeit aufnehmen. Ich glaube, es ist richtig und wichtig, ins Gedächtnis zu rufen, daß diese Trauerarbeit eine Berechtigung hat und zwar nicht nur als Trauer um die verlorengegangenen „Errungenschaften“. Wenn man darüber spricht, muß man auch die Preise nennen, die das gekostet hat, nämlich eine ruinierte Landschaft und Kultur, eine zerstörte Industrie, menschliche Zerstörung, die natürlich nur die ermessen können, die es wirklich haben aushalten müssen. Ich denke also, daß beide Seiten bedacht werden sollten, es sollte weder das eine noch das andere ausschließliche Priorität haben.

Es gibt darüberhinaus, glaube ich, auch eine Trauerarbeit um das Nichtvorhandene oder Nichterreichte in den verschiedenen Kulturen in der DDR. So glaube ich, in den alternativen Szenen oder Subkulturen Retrospektiven zu erkennen, die zu dem Schluß kommen, daß nicht alles das, was hätte gemacht werden können, an Profilfindung, an Konzeptionen, auch an künstlerischer Arbeit, gemacht worden ist. Das wurde ja heute schon genannt. U.a. ist das auf die Zersetzung und Zerstörung durch die Staatssicherheit zurückzuführen. Da haben sich die inoffiziellen Mitarbeiter schwere Schuld aufgeladen neben der persönlichen, die sie sowieso haben. Es gibt einen ganzen Bereich, glaube ich, des Unausgeschöpften, und darüber nachzudenken und zu sprechen und auch vom Scheitern zu sprechen, halte ich für wichtig und notwendig für das weitere Reflektieren und Nachdenken über die Kultur der DDR.

**Christoph Tannert:** Ich befinde mich in einer ganz merkwürdigen Situation. Zu DDR-Zeiten habe ich immer versucht, mir all das, was aus dem System herüberkam oder auf mich einströmte, wie eine Haut abzuziehen, und jetzt fühle ich mich so merkwürdig solidarisch zurückgeworfen auf diese sog. DDR-Identität. Ich habe mich, als Toni Krahl gesprochen hat, erinnert, daß ich, als ich auf die Oberschule ging, fasziniert war von dieser näselnden und so merkwürdig peppigen Stimme, die er hat und von dem Song „Am Fenster“. Das war für mich ein Stück, was mit meiner Existenz in der DDR ganz eng verknüpft ist. Auf der anderen Seite habe ich dann in den achtziger Jahren mit jungen Bands ganz andere Sachen gemacht. Wir haben ganz andere Kassetten produziert, wir haben ganz anders gesprochen. Wir haben z. B. englisch gesprochen oder wir haben „labyrinthische“ Texte gemacht, die außer uns kaum jemand verstanden hat. Beides gehört zusammen, beides muß man zusammen sehen. Es gibt keine eindeutige Identität, so, wie es auch keine eindeutige Generationserfahrung oder was auch immer gegeben hat.

Zum anderen fällt mir auf, daß wir uns natürlich auch hier in dieser Auseinandersetzung zwischen den Mentalitäten „Ost“ und „West“ befinden. Es kommt mir einigermaßen merkwürdig vor, mir anhören zu müssen, was möglicherweise widerständig gewesen sei und was nicht, wo Anpassung

gelegen hat und wo sie weniger gelegen hat. Das schwang in einigen Fragen mit. Ich habe in diesem Staat DDR gelebt. Ich habe ihn nicht verlassen und ich hatte mit ihm nichts weiter am Hut. Ich hatte mit ihm keinen Frieden geschlossen, aber ich hatte in diesem Staat mein Auskommen. Möglicherweise war ich auch, da ich ab 1984 frei von irgendwelchen Ketten war, ein Privilegierter. Aber das mögen andere entscheiden und mir ist es auch relativ egal, wie man mich heute bezeichnet. Ich hatte zu DDR-Zeiten eine Vision und die habe ich versucht umzusetzen. Mir ging es darum, mit Künstlern meiner Generation, mit Freunden, etwas in die Öffentlichkeit zu tragen, von dem ich der Meinung war, daß es gehört und gesehen werden müßte. Wir haben versucht, uns dafür Freiräume freizuboxen und das ist gelungen. Heute – und da möchte ich auch noch mal auf Lutz Rathenow eingehen – heute gehe ich von ganz anderen Positionen aus. Ich arbeite als Projektleiter am Künstlerhaus Bethanien und da vorwiegend mit Künstlern aus Westeuropa und aus der ganzen Welt. Bei dem Projekt, welches ich im Juni in Potsdam zu realisieren gedenke, geht es um eine Politisierung einer Frage, die ich so in der DDR nie habe stellen können, weil sich die Möglichkeiten so gar nicht geboten haben. Jetzt setzt also möglicherweise bei mir ein Moment der Politisierung ein, welches ich zu DDR-Zeiten nie so hinterfragt und auch nie so gelebt habe. Aber ich glaube, daß es nichts anderes ist als eine neue, energetische Dimension eines Verhaltens, sich querzustellen, das natürlich auch abgestimmt ist auf die jeweiligen Verhältnisse. Ich glaube, daß das unbedingt jedem, der sich irgendwo befunden hat, immer wieder auch gegönnt sein muß.

**Gesprächsleiter Gerd Poppe (Bündnis 90/Die Grünen):** Danke. Ich erspare es mir und Ihnen, jetzt noch eine Zusammenfassung dessen, was in den letzten drei Stunden gesagt worden ist, zu versuchen, aber eine Bemerkung zu dem, was Toni Krahl sagte, möchte ich doch machen. Er sprach davon, das Geschehene oder eine Wiederholung des Geschehenen zu vermeiden. Es ist in der Tat so, wir wollen als Enquete-Kommission nicht einfach nur das, was geschehen ist, darstellen und dann einen dicken Abschlußbericht machen, sondern wir wollen uns natürlich des Geschehenen bewußt werden. Das heißt u. a. auch, zu ermitteln, welche Strukturen aus der vergangenen Zeit sich fortschreiben oder wie wir heute noch damit zu tun haben. Das heißt in erster Linie doch: Welche Konsequenzen haben unsere spezifischen Erfahrungen, die wir in und mit der Diktatur gemacht haben, für die Zukunft und für die Weiterentwicklung von Demokratie? Das wird die Zielstellung dieser Kommission sein und ich danke, bevor ich dem Vorsitzenden noch einmal für eine Abschlußbemerkung das Wort zurückgebe, allen, die diesen Versuch heute mit unternommen haben und die bereit sind, das, was hier gesagt wurde, so stehen zu lassen und es fortwirken zu lassen. Ich hoffe, daß dies ein Beitrag war, der die öffentliche Diskussion über die Vergangenheitsaufarbeitung

gerechter und vielleicht auch wieder einiges intensiver werden läßt. Herzlichen Dank allen Beteiligten hier im Podium.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Das waren, wenn ich richtig mitgezählt habe, die dreizehnte und vierzehnte von vermutlich insgesamt 30 Anhörungen. Es waren die beiden einzigen Anhörungen zum Thema „Kunst und Kultur“. Wir sind nicht der Meinung, daß wir jetzt alles wissen oder haben. Auch das, was hier in den letzten zwei Tagen zu Gehör gebracht worden ist, können wir nur als einen Ausschnitt betrachten. Die Zeit hat gar nicht gereicht, um alle einladen zu können. Ein Teil von denjenigen, die wir eingeladen haben, haben aus ganz unterschiedlichen Gründen nicht kommen können.

Sollten Sie an der ein oder anderen Stelle neidisch geworden sein, weil Sie festgestellt haben, daß es hier ein paar besonders Privilegierte gibt, die die Beiträge bekommen haben, die Sie auch gern hätten, dann besteht dazu noch die Möglichkeit im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit des Deutschen Bundestages. Wir hoffen als Enquete-Kommission, daß jede einzelne öffentliche Anhörung auch als Buch, als Paperback oder wie auch immer, erscheinen kann. Da aber auch wir sparen müssen, ist diese Frage im Augenblick noch völlig offen. Ich gebe Ihnen einfach den Hinweis, wenden Sie sich an Ihren Bundestagsabgeordneten, der wird einen Weg finden, um zumindest an die Exemplare heranzukommen, die Sie interessieren. Wenn Sie einen bestimmten Vortrag oder eine bestimmte Rede der letzten beiden Tage haben wollen, ist das ganz sicher möglich.

Ich möchte Sie noch auf die nächsten öffentlichen Anhörungen hinweisen. Die beiden nächsten Anhörungen werden in Bonn sein, weil da Sitzungswochen sind, am 14. und 28. Mai. Am 14. Mai beginnt der Themenbereich III „Justiz, Recht und Polizei in der DDR“. Die nächste große öffentliche Anhörung, eine zweitägige, ist dann am 1. und 2. Juni in Rostock. Auch da geht es um Fragen von Polizei, Justiz und Recht.

Ich danke allen, die heute gekommen sind und sich die Diskussion hier angehört haben. Ich bitte Sie, erzählen Sie davon weiter, weil wir der Meinung sind, daß das ein gesamtgesellschaftlicher Prozeß werden muß. Herzlichen Dank. Kommen Sie gut nach Hause.

Ende der Sitzung gegen 15 Uhr